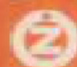
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 23

DM 1,20

Österr. S 9,–, Schweiz Fr. 1,50
Schweden Kr. 2,50 inkl. moms
Italien L 250 Spanien Pts 28
Printed in Germany

Gefangen im Totenmaar



Nr. 23

Gefangen im Totenmaar

Er nahm an der Party teil, und niemand sah ihm an, daß etwas Besonderes mit ihm los war.

Er wußte es selbst nicht, obwohl eine düstere Ahnung ihn erfüllte, die er jedoch nicht wahrhaben wollte.

Seine Freunde und Bekannten und auch die meisten Fremden, die ihm vorgestellt worden waren, wußten, daß Rudi Czernin längere Zeit nicht in seinem Haus am Wörther See gewesen war, das er von einem reichen Onkel, der ohne Nachkommen starb, geerbt hatte.

Viele neugierige Fragen waren gestellt worden, aber bis zur Stunde hatte er niemand seinen Aufenthaltsort verraten.

Eines Tages war er stillschweigend und unerwartet ebenso wieder aufgetaucht, wie er zuvor verschwand.

»Nun, mein lieber Czernin«, sagte Paul Gerauer mit dröhnender Stimme. Er war der Gastgeber. In seinem exklusiven Haus in Wien, einer alten Villa aus der Zeit der Jahrhundertwende, der sich, ein knapp viertausend Quadratmeter großes Grundstück anschloß, gab er eine Abschiedsparty vom Alltag, wie er es nannte.

Gerauer war wohlhabender Juwelier, Mitte Vierzig und hatte den Entschluß gefaßt, sich zur Ruhe zu setzen. Seine Läden in Wien, eine Filiale in Salzburg und eine dritte in Innsbruck, hatte er verkauft. Mit dem ihm eigenen Geschäftssinn hatte er notariell festlegen lassen, daß die Geschäfte weiterhin unter dem eingeführten Namen liefen, und dafür hatte er einen noch bedeutend höheren Preis erzielt.

»Wollen Sie wenigstens mir verraten, wo Sie sich aufgehalten haben, hm?« Gerauer deutete mit einer kaum merklichen Geste in die Runde. Sie standen in einer Art Säulenhalle, von der aus eine breite, freitragende Marmortreppe mit einem schweren, roten Teppich nach oben auf eine Galerie führte. Die Türen zu sämtlichen Zimmern standen offen, und überall war etwas los. Man hörte Stimmen, Lachen, Musik. Gläserklirren und Lachen auch aus dem Keller. Dort unten, wo die Weinfässer lagen, hatte Gerauer sich eine gemütliche Bar einrichten lassen. Rund hundert Gäste waren geladen. Sie verteilten sich in dem großen Haus. »Hier sind wir ganz unter uns. Czernin. Spucken Sie's aus! Sie sind Geologe. Haben Sie 'ne geheime Goldader gefunden, von der kein Mensch etwas ahnt?«

Rudi Czernin lächelte nur. Sein bleiches Gesicht, schmal, die Haut wie Pergament, ließ ihn etwas kränklich erscheinen.

Er drehte verlegen sein Champagnerglas in der Hand und schüttelte den Kopf.

»Kein Gold? Czernin! Sie haben eine ganz große Entdeckung gemacht! Irgend etwas geht in Ihnen vor. Lernen Sie mich die Menschen kennen!« Wenn Gerauer ein Geschäft witterte, dann ließ er nicht mehr los. Er war ein typischer Erfolgsmensch. Was er sich vornahm, bekam er. »Diamanten? Ist es das, was Ihnen

Kopfzerbrechen macht? Sie müßten investieren, nicht wahr? Sie könnten Millionen scheffeln – aber Ihnen fehlt das Startkapital. Hab' ich recht?«

»Nein, das haben Sie nicht.« Die tiefliegenden Augen des bleichen Czernin begegneten dem Blick seines Gegenüber. Gerauer sah um zehn Jahre älter aus. Verlebt. Er rauchte wie ein Schlot, trank wie ein Bierkutscher, und es ließ sich nicht mehr abzählen, mit wem er schon alles geschlafen hatte. Was andere in sechzig oder siebzig Jahren hinter sich brachten, hatte er in der Hälfte der Zeit geschafft. Man sah es ihm an.

Czernin fuhr fort: »Und selbst wenn es so wäre, Gerauer, haben Sie noch immer nicht genug?« Es klang weder beleidigend noch zynisch. Es war eine Feststellung.

Gerauer grinste. Er strich mit dem Zeigefinger über sein pechschwarzes Lippenbärtchen. Sein Haupthaar war schon recht grau. Es wurde gemunkelt, daß Gerauer sich Augenbrauen und Lippenbarthaare einfärben ließ. »Geld«, sagte der Juwelier, die Stimme senkend, »Geld kann man nie genug haben. Ob drei, vier oder fünf Millionen – es kann immer noch weiter aufwärtsgehen.«

»Aber man kann nur essen und trinken.«

»Es gibt noch eine ganze Reihe anderer schicker Sachen auf dieser Welt, Czernin. Sie reisen durch die Welt und freuen sich an alten Steinen und der Bodenbeschaffenheit der Erde – und ich bin zufrieden, wenn ich einen Blick auf meinen Kontostand werfe und feststelle, daß die Stellen vor dem Komma weiter nach links gerückt sind. Und je weiter sie nach links rücken, desto größer ist meine Freude.«

Sie lachten beide. Juwelier Gerauer prostete seinem Gesprächspartner zu und leerte sein Glas in einem Zug. Czernin nippte nur an seinem Champagner.

»Na, nicht zu zaghaft, mein lieber Czernin, Schlucken Sie das Zeug runter! Beste Exportqualität aus Frankreich. Einen derart feinen Tropfen kriegt man nicht jeden Tag. Nutzen Sie das aus!«

»Eben weil es ein so hervorragender Champagner ist, genieße ich ihn desto bewußter.«

Paul Gerauer beugte seinen quadratischen Schädel ein wenig nach vorn. »Ich will, daß Sie einen Schwips bekommen, Czernin. So ein Stöffchen löst die Zunge. Da habe ich noch immer die Hoffnung, daß Sie gesprächiger werden…« Er wollte noch etwas hinzufügen, unterließ es aber. Oben auf der Treppe tauchten zwei Damen in langen Kleidern auf.

»Das ist ein Abend zum Feiern, Paul«, rief die größere Dunkelhaarige. Ein gewagter Ausschnitt legte Erfreuliches bloß. »Ihr steht da rum wie die Ölgötzen und führt ellenlange Gespräche.« Die Sprecherin warf einen Blick auf ihre Armbanduhr mit einem schmalen

brillantenbesetzten Weißgoldband. »In einer halben Stunde ist Mitternacht. Du hast noch nicht einmal mit mir getanzt, ist dir das klar?«

Paul Gerauer winkte mit beruhigender Geste ab. »Bei rund fünfzig Damen, Charlotte, ist es ein bißchen schwierig, alle vor Mitternacht zu bedienen.«

Die Angesprochene lachte hell auf und nahm einen Schluck aus ihrem Glas. Den Rest des goldenen Champagners kippte sie kichernd über die Brüstung der Galerie. Unten vor dem Treppenbogen stand eine steinerne Statue, eine Art Venus, mit üppigen Brüsten und klassisch geformten Beinen, die im Verhältnis zum Körper wohlproportioniert waren. Die Statue hatte ein Gesicht. Lieblich und verträumt war der Ausdruck. In der Rechten hielt die steinerne Schöne eine flache Schale, in der ein farbenprächtiges Blumenarrangement steckte.

Man erzählte sich, daß ein Bildhauer, mit dem Gerauer befreundet war und der heute abend ebenfalls an der Party teilnahm, eine von den Lieblingsfreundinnen des Juweliers auf diese Weise verewigt hatte.

Champagner fiel in die Blüten, das kostbare Naß hing daran wie Tautropfen.

»Stell dir vor, es wäre Salzsäure«, meinte die junge Dame mit dem Dekolleté. »Dann wären die schönen Blümchen jetzt hin. Ich kann mir das direkt illustriert vorstellen. Die liebliche Venus mit ein paar ausgefransten Blüten in der Blumenschale.« Sie kicherte. Man merkte ihr an, daß sie mehr als ein Glas Champagner getrunken hatte. »Nun komm schon. Paul! Herr Czernin – wie ist es mit Ihnen? Sie sind auch dauernd verschwunden.«

Czernin lächelte süßsauer. Er war perfekt gekleidet, machte einen scheuen Eindruck und schien irgendwie nicht in diese fröhliche Umgebung zu passen. Er war ständig in Gedanken, etwas beschäftigte ihn. »Das Haus ist so groß, gnädige Frau, daß man sich darin verlaufen kann.«

»Wie war's mit einem Tänzchen?« fragte die andere Dame, die einen Kopf kleiner war, einen kurzen Haarschnitt und ein trägerloses Kleid trug. Ihre samtene, weiche Haut in nahtloser Bräune deutete darauf hin, daß die Besucherin gerade erst von einem längeren FKK-Urlaub in Jugoslawien oder Korsika zurück war.

»Gern. In ein paar Minuten. Ich wollte eigentlich einen kleinen Spaziergang durch den Park machen. Herr Gerauer hat mich hier unten abgefangen.«

»Wollte er mit Ihnen ein Geschäft tätigen?« reagierte die silberhelle Stimme der Dunkelblonden. »Ich traue ihm das alles zu. Selbst wenn's ums Vergnügen geht, kann er sich von geschäftlichen Dingen nicht

loseisen.«

Alle lachten.

Paul Gerauer stieg die breiten Marmorstufen hinauf. Der dicke, rote Teppich schluckte seine Schritte, man hörte keinen Laut.

Oben wurde er von den beiden Damen in Empfang genommen. Gerauer hakte sich bei ihnen ein.

Unten aus dem Keller kam ein Pärchen, verließ durch die breite Holztür die Halle und ging hinaus in den gepflegten Park. Die großzügige Terrasse war von den bunten Lichtern der Lampions erhellt. Die Spazierwege waren mit kleinen rotglühenden Stäben markiert.

Alles war sehr geschickt und einfallsreich gemacht. Für solche Dinge hatte Gerauer eine Schwäche.

Aus allen Himmelsrichtungen waren die Geladenen gekommen. Manche hatten einen Anreiseweg von zweihundertfünfzig Kilometern hinter sich. Es war Samstag. Die meisten würden bis Sonntag früh durchfeiern und dann auch hier im Haus bleiben, um ihren Rausch auszuschlafen. Zwar standen nicht für alle hundert Personen Betten zur Verfügung, aber Notliegen und Matratzen waren herbeigeschafft und in die oberen Räume des riesigen Hauses transportiert worden. Außerdem hatte Paul Gerauer sich bereit erklärt, in seinem superbreiten Bett, das nach eigenen Angaben extra für ihn von einer großen Firma angefertigt wurde, mindestens fünf Gäste zu übernehmen. So wurden fünf Schlafplätze schlagartig frei. Er hatte sich allerdings auserbeten, daß dieser Schlafraum nur fünf Damen zur Verfügung stehe.

Gerauer war ein merkwürdiger Mensch. So richtig klar mit dem Charakter des anderen wurde Rudi Czernin nicht.

Er kannte den Juwelier auch nur flüchtig. Vor Jahren machte der Mann Urlaub am Wörther See, nur eine Steinwurfweite von Czernins Haus entfernt. Die hervorragende Lage des Czerninschen Hauses reizte den Wiener ungemein, und eines Tages sprach er dort vor und sagte klipp und klar, daß er das Haus gerne kaufen wolle. Czernin liebte die Umgebung und die Geräumigkeit des Hauses, obwohl er selbst sehr bescheiden lebte und praktisch für sich nur drei Räume benötigte. Eine eigene kleine Wohnung gehörte einer alleinstehenden älteren Frau, die ihm den Haushalt führte und sich um alles kümmerte.

Czernin hatte nie geheiratet.

Alle Räume des Hauses am Wörther See erinnerten an ein Museum. Seltene Steine und andere erdgeschichtliche Funde waren dort fein säuberlich in Regalen und Glaskästen untergebracht, numeriert und katalogisiert.

Czernin sah keinen Grund, sich von seinem Besitz zu trennen. Paul Gerauer wollte ein gutflorierendes Hotel daraus machen.

Bei diesem Gespräch hatten sie sich kennengelernt. Czernin lehnte ab, aber Gerauer hoffte noch immer, eines Tages eine Zusage zu erhalten…

Rudi Czernin stellte sein leeres Glas auf eine marmorne Fensterbank und ging dann hinaus in die Nacht. Die Luft war kühl und erfrischend.

Durch den alten Baumbestand wurden die Straßengeräusche ferngehalten. Ein leises Raunen erfüllte die Nacht.

In der großen Villa ging es hoch her. Sämtliche Fenster waren erleuchtet, viele geöffnet. Wie Schattenrisse zeichneten sich die Silhouetten der Gäste ab.

Czernin atmete tief durch. Die Ruhe im Park tat ihm wohl. Er kam an einer Bank vorbei. Ein Pärchen saß darauf. Sie wechselten ein paar Scherzworte mit dem einsamen Spaziergänger und fragten ihn, ob er eine lauschige Ecke suche oder sich von der Schlacht am kalten Büfett erholen wolle.

Czernin gab, wie er glaubte, eine witzige Antwort und ging weiter.

Seltsam, daß er immer wieder die Einsamkeit suchte. Dabei war er ein ganz anderer Mensch. Er liebte Geselligkeit und Kontakte. Nur nicht allein sein…

Das hatte sich geändert.

Plötzlich war die Angst wieder da, und Czernin stand wie erstarrt.

Das Fremde war ganz in der Nähe! Schon lange hatte er es nicht mehr so intensiv gespürt.

Er wurde beobachtet! Ein eiskalter Schauer jagte ihm über den Rücken.

Blitzschnell wirbelte er herum.

*

Die Bäume schienen plötzlich von geisterhaftem Leben erfüllt.

Alle Schatten begannen zu kreisen, rundum geriet alles in Bewegung, und der sternenübersäte Nachthimmel schien auf ihn herabzufallen.

Rudi Czernin taumelte nach vorn.

»Hilfe!« gurgelte er kraftlos. Ein Schwächeanfall packte ihn.

Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, wankte auf eine uralte Eiche zu und stützte sich.

Wie durch einen dichten, wogenden Schleier sah er zwei Gestalten auf sich zukommen.

Das Pärchen, das auf der Bank gesessen hatte? Rudi Czernin konnte es nicht genau erkennen. Nur schemenhaft waren die Umrisse der beiden Menschen wahrzunehmen.

Er öffnete den Mund und wollte schreien. Nur ein heiseres

Krächzen kam über seine Lippen.

»Helft… mir… bitte!«

Er griff nach vorn. Die Gestalten kamen ihm so nahe vor. Seine Hand stieß ins Leere, und er stürzte der Länge nach auf den weichen Boden.

Der junge Mann und seine Begleiterin bemerkten ihn zu spät. Als er schon fiel, wollte Joachim Tenner noch den Sturz verhindern. Er schaffte es nicht mehr.

Seine Begleiterin schrie erschrocken auf. »Was ist denn jetzt passiert?« Sie lief auf den Freund zu, der neben dem Gestürzten in die Hocke gegangen war.

»Wahrscheinlich hat er zu tief ins Glas geschaut«, meinte Tenner. Sein dunkles Haar duftete nach Pomade. »Hier draußen in der Luft hat es ihn dann umgehauen.«

Er drehte Czernin langsam auf den Rücken. Der Geologe hatte sich das Gesicht aufgeschlagen. Schürfwunden an den Backen- und Stirnknochen. Sein Gesicht war mit krumiger Erde bedeckt.

Tenner tupfte mit einem sauberen Taschentuch vorsichtig das Gesicht ab.

Der Gast vom Wörther See atmete flach. Seine Augenlider zuckten.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte der junge Mann, als er erkannte, daß der andere das Bewußtsein nicht völlig verloren hatte. Er schlug ihm leicht auf beide Wangen.

Czernin wollte etwas sagen. Er fand nicht die rechten Worte und lallte. Unartikulierte Laute drangen aus seiner Kehle.

»Haben Sie Schmerzen?« fragte Tenner. »Können Sie stehen?«

Er wollte den Gestürzten aufrichten, schaffte es mit dem Oberkörper und lehnte Czernin gegen einen Baum.

»Lauf zurück ins Haus und sag Gerauer Bescheid«, raunte Joachim Tenner seiner Freundin zu und gab ihr mit einem Kopfnicken zu verstehen, daß sie sich beeilen solle.

Sie lief los und tauchte in der Dunkelheit unter.

Czernins Lippen zuckten. Er hatte die Augen halb geöffnet und nahm sein Gegenüber verschwommen wahr.

»Entschuldigen Sie!« Endlich zwei deutlich wahrnehmbare Worte, der andere erholte sich.

»Entschuldigen? Mann, was soll ich entschuldigen? Kann doch jedem mal passieren. Man trinkt, stößt mit diesem an, mit jenem und merkt nicht, was man alles schluckt – und dann haut es einem um. Sie sind nicht der erste.«

Czernin hob die Lider. Seine Augen blickten glanzlos. Nicht mal das Licht der Sterne spiegelte sich darin. Tenner glaubte, in leere, ausgebrannte Höhlen zu starren, und es lief ihm eiskalt über den Rücken. »Es ist… nicht der Alkohol… junger Freund… es ist… etwas

anderes… das Totenmaar…«

»Totenmaar?« Gegen seinen Willen wiederholte Joachim Tenner dieses Wort. »Nie davon gehört.«

»Seien Sie froh… junger… Mann!« Czernin lächelte kränklich.

Sein Atem ging flach, und Tenner wurde es angst und bange. Der Gedanke, daß dieser Mann da vor ihm möglicherweise aus irgendeinem unerfindlichen, geheimnisvollen Grund sterben könne, erfüllte ihn plötzlich mit Panik und machte ihn nüchtern.

*

Gerauer erfuhr von Czernins Sturz durch Anka, der charmanten Blondine aus Salzburg, die Tenner mitgebracht hatte.

Der Juwelier, gerade im Gespräch mit einem männlichen Gast, Rolf Burghardt, einem Reporter einer großen Wiener Zeitung, machte sich sofort auf den Weg zur Unfallstelle. Burghardt begleitete Gerauer.

Der Reporter überragte den etwas fülligen Villenbesitzer um zwei Köpfe, war hager und rank wie eine Tanne. An seinem Körper gab es kein Gramm Fett zuviel, und Burghardt konnte mit Stolz und Recht von sich behaupten, daß er das Attribut des »Rasenden Reporters« wie kein anderer verdiente. Vor seiner Anstellung in der Redaktion hatte er mit Leidenschaft Sport getrieben und einem Verein angehört, dem er viele Preise und Ehrungen einbrachte. Er hatte die hundert Meter in 10,3 geschafft. Dann reizte ihn der Laufsport nicht mehr, und er hatte sich aufs Fußballspielen verlegt und den Beweis erbracht, daß ein guter Läufer auch ein guter Stürmer sein konnte. Gereizt hatte ihn aber immer journalistische Tätigkeit, und nach vielen Umwegen war er auch dazu gekommen. Seine Berichte waren interessant und informativ, und seine Auftraggeber waren zufrieden. Unter einem Pseudonym schrieb er außerdem für eine Wochenzeitschrift Artikel, von denen niemand in der Redaktion seines Hausblattes etwas wußte.

Burghardt mußte sich merklich bremsen, um Gerauer nicht davonzulaufen.

Sie erreichten die Stelle, wo Tenner noch immer in der Hocke neben Czernin saß, dem der kalte Schweiß auf der Stirn perlte.

»Czernin«, sagte Gerauer mit gutmütig klingender Stimme. »Mann. Sie machen vielleicht Sachen. Sie trinken kaum etwas und das haut Sie noch um. Sind Sie krank? Müssen wir einen Arzt rufen? Ist etwas Besonderes mit Ihnen?«

Schwach schüttelte der Gefragte den Kopf. Er war bleich. »Ein Arzt… nutzt hier nichts… ich habe es geahnt… seit einiger Zeit schon spüre ich ihre Nähe – sie haben mich gefunden…«

Die drei Männer blickten sich irritiert an.

Keiner verstand, was Rudi Czernin mit diesen Worten sagen wollte.

»Violette Berge…«, sagte er plötzlich, und sein Gesicht verzerrte sich, als leide er unter unsäglichen Schmerzen. Sein Atem ging stoßweise. »Spitz wie Nadeln… die glühende Hitze… die Wüste der Toten, aber das ist nicht alles – das Totenmaar – die Steine…«

»Ich glaube wir holen doch einen Arzt.« Paul Gerauer war das Ganze nicht geheuer. Czernin redete wirr und hatte kaum etwas getrunken. Verlor er den Verstand oder litt er unter Bewußtseinsstörungen? Nahm er Drogen?

»Joachim«, fuhr der Juwelier fort, sich dem jungen Gast zuwendend. »Das könntest du für mich erledigen.«

Wortlos hatte sich inzwischen Rolf Burghardt neben Rudi Czernin niedergelassen.

»Es sieht aus, als ob er Fieber hätte.« Er legte seine Hand auf die Stirn des Zusammengebrochenen. Sie fühlte sich eiskalt an.

»Totenmaar… glühende Hitze… ich möchte nicht wieder dahin! Laßt mich doch in Ruhe!« brüllte er plötzlich. Niemand tat ihm etwas. Und er meinte auch nicht die, welche gekommen waren und sich um ihn kümmerten. Er phantasierte und sah Dinge, die andere gar nicht registrierten. Ein leichtes Vibrieren lief durch seinen Körper. Wenn man die Hand auf seinen Arm, seine Schultern, seine Beine oder den Kopf legte, pflanzte sich dieses Vibrieren auf den anderen fort.

»Gerauer«, entfuhr es Burghardt in diesem Augenblick, und die Stimme des Reporters klang erschreckt. »So sehen Sie doch, um Himmels willen, was passiert mit ihm?«

Sie wichen zurück und konnten nicht fassen, was sie sahen.

Czernins Körper wurde durchsichtig wie eine hauchdünne Folie. Der Baum hinter seinem Körper wurde plötzlich sichtbar.

Der Geologe war nur noch ein nebelhaftes Gebilde, das sich auflöste.

Rudi Czernin – war unsichtbar geworden.

*

Sie glaubten, die Welt um sie herum stürze zusammen.

Gerauer stand da wie ein Ölgötze. Joachim Tenner, der davongehen wollte, verharrte in der Bewegung, und ihm stockte der Atem.

Burghardt fühlte sein Herz bis zum Hals schlagen.

Er starrte wie hypnotisiert auf die Stelle vor dem Baum. Noch war das heruntergedrückte Gras zu sehen, die Spur, die eindeutig bewies, daß dort jemand gesessen hatte. Der Reporter wischte sich mit der Rechten über die Augen, preßte sie fest zusammen und öffnete sie wieder in der Hoffnung, daß dies nur eine Halluzination wäre, daß Czernin in Wirklichkeit noch immer dort saß und der Spuk beendet

sei.

Nichts änderte sich.

»Das gibt es nicht.« Gerauer schluckte. Burghardt, schon des öfteren Gast im Haus des Juweliers, hatte diesen massigen Mann, den nichts auf der Welt zu erschüttern schien, noch nie so fassungslos gesehen.

»Er ist fort – einfach verschwunden – hat sich in Luft aufgelöst…« Ein heiseres Lachen schloß sich seinen Worten an, das völlig deplaziert war. Gerauer verstand die Welt und sich selbst nicht mehr.

Burghardt schluckte. »Haben Sie zuletzt in seine Augen gesehen?« Der Reporter, weitgereist und erfahren, war der einzige, der schnell einen kühlen Kopf zurückgewann und nach einer logischen Erklärung suchte.

»In seine Augen?« echote Gerauer. »Nein. Wieso?«

»Da war – ganz zum Schluß, ehe er sich auflöste, etwas zu sehen.«

»Was haben Sie denn gesehen?«

»Sein Blick veränderte sich. Seine Augen waren, als wir kamen, dunkel und glanzlos. Für den Bruchteil eines Augenblicks aber, als ich mich zu ihm herabbeugte, und er die letzten Worte über seine Lippen brachte, sah ich ihn mir genau an. Seine Augen wirkten plötzlich wie Glas, wie ein Fenster in eine andere Welt. Ich glaubte, in einen feurigen, hitzeglühenden Kosmos zu sehen. Ein orangefarbener Himmel spannte sich über eine flirrende Wüste, und ich sah wildflackernde Sternenfeuer, wie ich sie nie zuvor gesehen habe…«

*

Das Geschehen stellte sie alle vor ein unlösbares Rätsel.

Langsam gewann der Juwelier seine Fassung wieder. Zumindest erweckte er den Anschein. »Macht die Pferde nicht scheu«, sagte er rauh und warf jedem einen kurzen Blick zu. »Schweigt über das, was ihr hier erlebt habt! Es würde uns sowieso niemand glauben.« Er zuckte die Achseln. »Niemand wird auffallen, daß Czernin fehlt. Bei einer solchen Party kommt und geht jeder, wie es ihm paßt, und nicht jeder verabschiedet sich von jedem, denn die meisten kennen sich untereinander nicht mal. Czernin ist gegangen, damit basta! Burghardt, ich möchte morgen in Ihrer Zeitung keine Schauergeschichte lesen.«

Er legte beide Hände an den Kopf, als hätte er große Schmerzen und wollte damit gegen einen ungeheuren Druck ankämpfen. »Polizei in meinem Haus, alles wird durchsucht. Viele Fragen. Keiner wird verschont. Ich möchte nicht, daß meine Party so ausklingt. Bitte, habt Verständnis dafür!«

Joachim Tenner nickte. Burghardt, der Reporter, ebenfalls, aber er

sagte: »Sie können sich auf mich verlassen, Herr Gerauer. Aber eins können Sie nicht verhindern.«

Gerauers Miene wurde finster. »Was kann ich nicht verhindern?«

»Daß ich der Sache auf den Grund gehe! Etwas Geheimnisvolles ist geschehen. Wir finden keine Erklärung dafür. Wir würden uns lächerlich machen, sprächen wir darüber. Ich aber will es genau wissen. Die Sache läßt mit keine Ruhe.«

»Seien Sie vorsichtig«, warnte der Juwelier.

»Wieso? Wissen Sie etwas?«

»Wissen ist zuviel gesagt. Ich habe eine Vermutung.«

»Sprechen Sie sie aus!«

Gerauer druckste herum. Dann: »Czernin war lange Zeit weg. Er hat nie über seine Abwesenheit gesprochen. Vielleicht hängt es damit zusammen.«

»Vielleicht. Ich werde es herausfinden.«

Wenn Rolf Burghardt das sagte, stimmte es. Wie eine Klette klebte er stets an Vorgängen, die anderen viel zu mühsam waren, um ihnen nachzugehen.

*

Unter dem Siegel äußerster Verschwiegenheit wurde doch das eine oder andere in dieser Nacht und auch am darauffolgenden Tag gemunkelt. Viele Partyteilnehmer erfuhren von dem gespenstischen Ereignis, taten aber so, als wüßten sie nichts.

Die breite Öffentlichkeit erfuhr nichts davon. Burghardt hielt sein Versprechen. Die Presse schwieg.

Und doch erfuhr ein Mann davon, der weder an der Party teilgenommen hatte, noch einen der Teilnehmer kannte.

Al Nafuur, geheimnisvoller Zauberpriester aus einem untergegangenen Reich in ferner Vergangenheit, machte sich bemerkbar.

»Du solltest mal wieder eine Reise machen!« Diese Worte erreichten Björn Hellmark zu einem Zeitpunkt, als er faul an seinem Swimmingpool lag. Neben ihm stand ein flacher Tisch mit eisgekühlten Getränken. Carminia Brado und Pepe, der Adoptivsohn Hellmarks, planschten im Wasser.

»Du tust geradeso als hättest du Urlaub nötig«, klang es nicht gerade sehr freundlich in ihm auf.

Hellmark schluckte. »Ganz schön aggressiv heute wieder, was? Ist dir eine Laus über deine unsichtbare Leber gelaufen?« Björn öffnete die Augen. Der Himmel draußen war trüb. Das durchsichtige Kuppeldach, das er nach Belieben in der Versenkung verschwinden lassen konnte, hielt den kühlen Wind ab, der vom Genfer See

herüberwehte.

Hier im Innern der Kuppel herrschte eine Temperatur von fünfundzwanzig Grad. Infrarotstrahler, verdeckt angebracht, sorgten für diese angenehme Wärme. »Ich bin gerade seit zwei Tagen zu Hause«, dachte Hellmark, und sein Erlebnis in Spanien und vor allem in dem geheimnisvollen Jenseitsreich des Phantoms, hatten ihn so viel Kraft gekostet, daß er dringend eine Ruhepause einlegen mußte.

Den ersten Tag hatte er auf Marlos, der unsichtbaren Insel verbracht, die laut einer Prophezeiung sein Eigentum war und zum Schlupfwinkel für Verfolgte und Gefährdete werden sollte. Auf Marlos, zwischen Hawaii und den Galapagos gelegen, herrschte ewiger Frühling. Gern wäre Björn noch dort geblieben, aber auf Drängen Carminias hatte er nachgegeben. Pepe, der vierzehnjährige mexikanische Junge, der sowohl einen Privatlehrer hatte als auch zwischenzeitlich in eine ganz normale Hauptschule ging, um Lesen und Schreiben zu lernen, hatte sich gerecht darüber beschwert, daß Björn meistens außer Haus war, und wenn er dann schon in dem Bungalow weilte, sollte er auch für ihn da sein. Pepe hatte immer viele Fragen. Seitdem er bei Hellmark aufgenommen wurde, hatte er viel gelernt, und es machte Freude, die Fortschritte dieses sympathischen kleinen Kerls, der das Herz und den Mund auf dem rechten Fleck hatte, zu verfolgen.

»Kommst du nicht auch ins Wasser?« brüllte Pepe in diesem Augenblick vom Rand des Beckens herüber, während Hellmark sein stummes Zwiegespräch mit dem Unsichtbaren führte.

»Ich bin müde«, knurrte Björn.

Ein Wasserstrahl aus dem Becken war die Antwort. »Das macht dich bestimmt munter!« schrie der Junge.

»Die paar Tropfen nicht, sie sind zu warm.«

»Mit wem redest du eigentlich? Was soll das Durcheinander?« beschwerte Al Nafuur sich.

»So kann es einem ergehen, wenn man sich mit zwei Personen gleichzeitig unterhalten muß«, dachte Björn. »Der eine plärrt einem die Ohren voll, der andere das Hirn.«

»Das mußt du mir mal genauer erklären«, dröhnte Al Nafuurs markante Stimme wieder in seinem Bewußtsein. »Ich habe bisher nicht gewußt, daß ich plärre. Du hast manchmal eine merkwürdige Art, einem etwas plausibel zu machen.«

»Aber du hast dich doch gestern schon den ganzen Tag auf Marlos ausgeruht!« maulte der Vierzehnjährige. »Wie kann ein Mensch nur soviel herumliegen wollen? Bewegung ist gut, besonders Schwimmen. Ich kann das nicht verstehen!«

Anstelle einer Antwort aus Björns Mund, geschah etwas Merkwürdiges. Unmittelbar neben dem Jungen plätscherte es

lautstark, als ob ein schwerer Stein ins Wasser klatsche.

Allen Naturgesetzen zum Trotz stieg ein breiter Wasserstrahl empor und schoß dem Jungen genau ins Gesicht, Her gerade den Mund öffnete, um etwas zu sagen. Pepe schluckte eine volle Ladung, gurgelte und warf sich zur Seite.

»Das ist gemein!« brüllte er, sich über das triefende Gesicht wischend.

Der Junge schnappte nach Luft. »Was hast du denn ins Wasser geworfen? Das ging ja so schnell… na, warte!«

Die Rache folgte auf dem Fuß. Und zwar mit Pepes eigenen Mitteln.

Der Junge verfügte über parapsychische Anlagen. In der ersten Zeit war es oft so gewesen, daß er seine unbewußten Kräfte nicht richtig zu steuern vermochte. Das kam jetzt nur noch ganz selten vor. Nun konnte er diese Kräfte schon bewußt und gezielt einsetzen, und die Begegnung zwischen Björn und dem kleinen Mexikaner war zu einem echten Vorteil für beide geworden.

Ohne einen Finger krumm zu machen, konnte der Junge Messer und Gabel verbiegen und Gegenstände außerhalb seiner Reichweite durch Gedankenkraft bewegen. Daß diese scheinbaren Spielereien auch von allergrößter Bedeutung gerade bei Gefahren werden konnten, hatte Pepe schon unter Beweis gestellt.

Jetzt aber nutzt er seine Fähigkeit, um Björn eins auszuwischen, im Glauben, er wäre es gewesen, der ihm den Wasserstrahl ins Gesicht gelenkt hatte, ohne darüber nachzudenken, daß das praktisch überhaupt nicht möglich gewesen war.

Es ging blitzschnell.

Das Cocktailglas auf dem Abstelltisch geriet plötzlich in Bewegung, als würde eine unsichtbare Hand es zur Seite schieben. Das Glas kippte um – der gesamte Inhalt ergoß sich über Hellmarks Brust.

Mit einem Satz sprang er in die Höhe, als die Eiswürfel über seinen Bauch rollten.

Pepe lachte, riß die Arme hoch, warf den Kopf zurück und drehte sich herum, um schnellstens davonzuschwimmen. Da tauchte ein Kopf im Becken neben dem Jungen auf. Und erst jetzt war zu sehen, daß sich eine dritte Person im Swimmingpool befand.

Ein Mann mit einer prächtigen Glatze, breitschultrig und muskulös. Der aus dem Wasser ragende Oberkörper des Riesen war bronzefarben. Rani Mahay, vom einen Ende des Beckens bis fast zum anderen herübergeschwommen, drückte Pepe in die Tiefe.

»Komm, du Wasserratte«, sagte der Mann aus Bhutan, »es ist besser, du tauchst unter, bevor du die ganzen Ziegel vom Dach wegdeckst und auf unseren guten Björn fallen läßt. Unter Wasser wird dein hektischer Geist hoffentlich gebremst.«

Pepe kam zu keiner Antwort. Sein Kopf tauchte unter – und mit ihm Mahay.

*

»Herrlich, diese Stille«, freute Al Nafuur sich, während Björn Brust und Bauch am Becken wusch.

Er lächelte dabei zu Carminia hin, die am anderen Beckenende stand. Die braunhäutige Schöne aus Rio de Janeiro trug einen Tanga, sonnenblumengelb mit winzigen bunten Blüten.

»Da sieht man doch mal, wie schnell man sich Respekt verschaffen kann! Was so ein kräftiger Spritzer ausmacht! – Du bist nicht bei der Sache«, beschwerte Al Nafuur sich. »Du siehst sie an – und denkst schon wieder an Sex.«

»Ist das ein Wunder?« dachte Hellmark. »Bei den vielen Reisen, die ich unternehme, komme ich kaum dazu, sie zu sehen, geschweige denn mit ihr zu schlafen. Außerdem, mein Lieber, gibt es da einen gewaltigen Unterschied zwischen Sex und Erotik. Da hast du was verwechselt. Nur Sex ist eine verdammt mühevolle Geschichte. Bei der Erotik spielen schon andere Schwingungen mit. Es geht um Seelentiefe und nicht um Sex-Akrobatik. Die Zeiten haben sich geändert. Man trägt wieder Herz! Das haben führende Sexwissenschaftler festgestellt. Aber wahrscheinlich hat sich das dort, wo du bist, noch nicht herumgesprochen. Und wie das im alten Xantilon bei euch war, darüber hast du ja noch kein Wort verloren. So ganz ohne werdet ihr ja auch nicht gewesen sein.«

Björn grinste breit. Carminia bezog das auf sich. Sie winkte fröhlich, stieß sich von der Kachelwand ab und kam mit ruhigen Schwimmbewegungen auf ihn zu.

In Björns Hirn entstand Unruhe. Das waren nicht seine Gedanken. Es war, als ob Al Nafuur nach Worten suche. So etwas wie ein schwacher Protest entstand, den er jedoch kaum registrierte. So ganz wollte der Unsichtbare mit der Sprache nicht heraus. Deutlich zu vernehmen war schließlich nur noch die Bemerkung: »Darüber sprechen wir ein andermal. Da ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Na, dann bin ich mal gespannt, was mich in der nahen Zukunft in dieser Hinsicht erwartet«, feixte Björn. Er hatte Al Nafuur noch nie so fassungslos erlebt. »Vielleicht fällt dir auch die Erinnerung an diese Dinge schwer. Das kann ich mir gut vorstellen. Als Unsterblicher in einem Zwischenreich zu existieren, das mag ganz amüsant sein. Da hat man keinen Körper. Man braucht ihn nicht mehr. Hier sieht das ein bißchen anders aus.«

Wäre ein Außenstehender Zeuge dieses stummen Gesprächs geworden, er hätte nicht begriffen, daß sich hier zwei Personen

unterhielten – ein Mensch und ein Unsterblicher aus einer fernen Zeit –, denen nichts mehr am Herzen lag als die Rettung der Menschheit.

Ein außergewöhnliches Schicksal hatte Hellmark dazu bestimmt, zum Mittler zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem zu werden und Generalstabsarbeit im Kampf gegen finstere Mächte zu leisten, die bereits schon einmal versucht hatten, das Menschengeschlecht zu unterwerfen. Damals waren eine Insel und ein ganzes Volk untergegangen. Xantilon! Das sagenhafte Reich Mu und Atlantis mußten seinerzeit in Mitleidenschaft gezogen worden sein, als die Auseinandersetzung zwischen den Weißen und Schwarzen Priestern ihrem Höhepunkt zustrebte.

Al Nafuur wußte, daß Hellmark auf der Stelle bereit war, das Schwert des Toten Gottes zu führen oder sich die Dämonenmaske aufzusetzen, um gegen seine erbitterten Feinde anzutreten. Mehr als einmal hatte er sein Leben riskiert, mehr als einmal war er, der Jäger, zum Gejagten geworden.

»Wohin soll's gehen?« fragte er in Gedanken, jetzt ernst und besonnen, ohne daß seine fröhliche Miene sich geändert hätte.

»Nach Österreich.«

»Das liegt gleich nebenan. Da lauf ich zu Fuß hin.«

»Ich weiß, daß du die Dinge oft zu leicht nimmst. Aber vielleicht ist das ganz gut so. Hör auf!« Al Nafuur schien diesmal viel Zeit zu haben. Die ganze Zeit der Ewigkeit stand diesem unsichtbaren Unsterblichen zur Verfügung, und doch kam es in der Regel nur zu äußerst knappen geistigen Begegnungen. Das lag daran, daß Al Nafuur sich in acht nahm vor den Beobachtern und Lauschern aus den jenseitigen Schattenreichen, die zum größten Teil von Molochos, dem Dämonenfürsten, und seinen satanischen Dienern beherrscht wurden.

Björn hatte herausgefunden, daß es bestimmte Zeiten gab, da Al Nafuur sich überhaupt nicht meldete, manchmal nur unter größten Schwierigkeiten und andererseits wieder ausgedehnt und breit, als gäbe es keine Barrieren zwischen den Welten, die so verschieden voneinander waren.

Alles war im Fluß. Die Grenzen verwischten, und meistens kam Hellmark es so vor, als ob der größte Teil seines Lebens einem Alptraum gleichkam. Seine Charakterstärke, sein Mut und seine Entschlossenheit und vor allen Dingen sein Talent, ungewöhnlichen Vorkommnissen klar und ernst zu begegnen, waren die Hauptmerkmale seines Wesens. Und diese Eigenschaften waren mit ausschlaggebend, daß er bisher so konsequent seinen Weg verfolgt hatte.

Er war als Kind reicher Eltern großgeworden, aber im Hause der Hellmarks war nie unmäßig gelebt worden. Man hatte sich dort ein Herz für die Armen und Hilflosen bewahrt. Nach außen hin führte

Hellmark ein unabhängiges und freies Leben. Das mußte so sein. Dieser Hintergrund, diese finanzielle Freiheit erst ermöglichte es ihm überall hinzukommen, überall eingreifen zu können. Molochos hatte den Schwerpunkt seines Angriffs auf das Wohl der Menschen nicht auf einen bestimmten Ort gelegt. Überall in der Welt ließ er etwas eintreten und verursachten unerklärliche Geschehnisse Angst, Schrecken und Tod. Aber Hellmarks Aktivitäten störten den Lauf der Dinge.

Al Nafuur berichtete eingehend von den Ereignissen, die sich vor drei Tagen im Haus und im Park des Juweliers Gerauer aus Wien zugetragen hatten.

Zum ersten Mal hörte Björn den Namen Rudi Czernin, erfuhr dessen Anschrift in Velden am Wörther See und die Art und Weise seines geheimnisvollen Verschwindens.

»Vielleicht solltest du dich mal mit ihm in Verbindung setzen, Björn«, bemerkte der Mann aus Xantilon ernst. »Er verfügt über ein Wissen, das dir nützlich sein kann.«

So direkt hatte Al Nafuur selten einen Vorschlag unterbreitet.

Björn wurde nachdenklich. Eine Sache stand in klarem Widerspruch zu dem, was geschehen war und dem, was Al Nafuur sagte.

»Czernin ist verschwunden! Niemand weiß, wo er ist. Und du behauptest…«

Der Unsichtbare fiel in seine Gedankengänge. »Er ist zurückgekommen. Das weiß noch niemand. Er hält sich in seinem Haus am Wörther See auf. Geh’ zu ihm, bevor es zu spät ist!«

*

Zu einer weiteren Frage kam es nicht. So unerwartet Al Nafuur in seine Gedankenwelt eingebrochen war, so unverhofft hatte er sich wieder zurückgezogen.

Björn hockte noch am Beckenrand. Carminia tauchte vor ihm auf und umfaßte mit ihren nassen Händen seine Armgelenke. Sie lächelte. »Keine Lust?« fragte sie nur.

»Kommt ganz darauf an, worauf«, entgegnete er.

»Darüber können wir uns im Wasser einigen.« Sie ließ sich einfach zurückfallen, ließ aber nicht los, und Björn verlor das Gleichgewicht.

Er klatschte ins Becken. Pepe krähte wie von Sinnen, warf die Arme hoch wie im Triumph und brüllte: »Juchhuuu!«

Björn tummelte sich wie die Freunde im Becken, war gelöst und vergnügt und schien mit seinen Gedanken ganz bei ihnen zu sein. Doch der Eindruck täuschte.

Sie alle wußten, daß er an zwei Orten zur gleichen Zeit sein, daß

er sich verdoppeln konnte, aber sie ahnten nicht, daß das genau in diesem Augenblick der Fall war.

Während er mit ihnen tollte, hielt er sich gleichzeitig einige hundert Kilometer weiter entfernt noch mal auf. In einem anderen Land – als Macabros.

*

Burghardt gab sich immer erst dann zufrieden, wenn er eine Sache voll begriffen hatte.

Seit einem Tag hielt er sich in Velden auf. Er informierte sich über das Haus des Geologen und mietete sich in einer nahen Pension ein. Mit Blick zum See.

Der kleine Balkon, der von seinem Zimmer aus einen hervorragenden Blick ermöglichte, lag so günstig, daß er von hier auf das etwas schräg zu ihm stehende Haus des Geologen sehen konnte.

Man merkte, daß die Hauptsaison ihrem Ende zuging. Hier, wo es sonst von Touristen wimmelte, war es ruhig geworden. Es bereitete keine großen Schwierigkeiten ein Zimmer zu bekommen, und der See, auf dem sonst reges Leben herrschte, machte an diesem Mittag einen etwas trostlosen Eindruck. Die Boote schaukelten im Wind an ihren Vertäuungen, einzelne Spaziergänger schlenderten am Ufer entlang, durch die geschlossenen Fenster der nahen Cafés und Restaurants sah man die Gäste, die lieber drin blieben, Kaffee und Tee tranken und die Stille genossen.

Das alles bekam er am Rande mit. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf das Haus Rudi Czernins. Burghardt konnte es sich selbst nicht erklären, aber das war nun mal Tatsache: seit dem gespenstischen Ereignis in Gerauers Villengarten beschäftigten ihn die Dinge in einem solchen Maß, daß er an nichts mehr anderes denken konnte.

Was war mit Czernin geschehen? Was war allem vorangegangen? Ein Mensch konnte sich doch nicht einfach in Luft auflösen?!

Wo hatte Czernin sich in den letzten Monaten und Jahren herumgetrieben?

Auch diese Frage bohrte in ihm.

Der Reporter führte das Fernglas an die Augen und stellte es scharf ein. Er glaubte, unmittelbar vor dem Haus des Geologen zu stehen. Er sah die Holzmaserung der Balkonverkleidung und die Rüschen an den Vorhängen.

Im Zimmer bewegte sich ein Schatten.

Eine Frau hielt ein Staubtuch in der Hand, putzte über den Tisch, das dunkle Möbel und nahm Ziergegenstände zur Hand, um sie abzuwischen.

Burghardt erkannte sogar, daß sie eine buntgemusterte Schürze

trug, darunter einen dunklen Rock und eine beigefarbene Bluse. Czernins Haushälterin war schätzungsweise fünfzig. Ihr dunkles Haar hatte sie zu einer fülligen Frisur hochgesteckt. Das ließ sie zwar streng, aber auch jugendlich erscheinen. Ihre Bewegungen waren flink.

Jetzt kam sie an die Balkontür. Die war nur angelehnt, und sie brauchte sie nur zurückzuziehen.

Die Frau trat heraus.

Burghardt sah jede einzelne Pore in ihrem Gesicht. Ein kräftiges Gesicht, rosige Haut, eine leicht gebogene Nase, die Brauen und Augenlider waren schwarz.

Die Haushälterin schüttelte den Staublappen aus, verweilte einen Augenblick auf dem Balkon und ließ ihren Blick über die leicht gekräuselte Oberfläche des See schweifen.

In der Mitte des Wörther Sees glitt ein größeres Boot mit einem weiß-rot gestreiften Segel dahin.

Die Frau wandte den Kopf. Ihre dunklen Augen begegneten in dieser Sekunde genau dem Blick des Reporters.

Burghardt hatte das Gefühl, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um in dieses Gesicht greifen zu können.

Er durfte sich nicht zu auffällig benehmen, drehte den Kopf und blickte hinaus auf den See, als beobachte er dort das Segelboot. Mit einem Auge jedoch kontrollierte er den Balkon des Czernin-Hauses. Und dort geschah in diesem Moment etwas Merkwürdiges.

Die Frau wandte sich um. Erstaunen kennzeichnete ihre Miene. Burghardt riß sofort das Fernglas herum. Deutlich erkannte er, daß die Frau sprach. Im Zimmer, wo sie noch eben Staub gewischt hatte, tauchte eine Person auf.

Die Frau schüttelte den Kopf. Ihre Lippen bewegten sich schnell. Burghardt konnte nicht von ihrem Mund ablesen, was sie sagte, aber es mußte irgend etwas Kritisches. Vorwurfsvolles sein.

Eine dunkle Gestalt kam aus dem Zimmer. Es war ein Mann. Er trug einen dunkelblauen Morgenmantel.

Die Gestalt war etwas schwach auf den Beinen, als käme sie gerade nach längerem Kranksein aus dem Bett.

Burghardt sah das Gesicht des anderen, der Anblick traf ihn wie ein Schock.

Der Mann mitten im Zimmer dort drüben – war niemand anders als Rudi Czernin!

*

Hatte er alles nur geträumt?

Ein Mann verschwand, wurde unsichtbar – und tauchte zwei Tage

später wieder in seinem Haus auf?!

Der Reporter schluckte. Er preßte die Augen zusammen, wischte darüber und setzte dann das Glas erneut an.

Der Eindruck blieb.

Dort drüben stand tatsächlich der Verschwundene. Oder ein Doppelgänger? Oder – sein Bruder?

Burghardt war fassungslos. Aber nur drei Sekunden lang. Er konnte sich schnell einer Situation anpassen und verhielt sich dementsprechend.

Hier geschah wieder etwas, wofür er keine natürliche Erklärung fand. Daraus zog er die Konsequenzen.

Er beobachtete die beiden Gestalten drüben im Zimmer noch eine Weile.

Die Balkontür stand offen. Jetzt hätte er dort drüben hinter dem Mauervorsprung, der als Windschutz und im Sommer als Schattenspender diente, stehen wollen, um zu hören, was gesprochen wurde.

Die Frau redete heftig auf Czernin ein. Der nickte, wandte sich ab und verließ das Zimmer. Der Raum dahinter war ein Schlafzimmer.

Czernin war krank.

Rolf Burghardts Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem angespannten Gesicht.

Er wollte es genau wissen, und zwar sofort.

Er griff nach dem Jackett am Türhaken, schlüpfte hinein und verließ sein Zimmer, mechanisch die Tür abschließend. Unten im Empfang, in dem niemand anwesend war, hängte er die Schlüssel an das Brett und verließ die Pension. Zu Czernins Haus waren es nicht mal zwei Minuten. Burghardt ging direkt am See entlang, stand kurz darauf vor der Haustür des Geologen und betätigte die Klingel.

Er mußte eine volle Minute warten, ehe sich im Haus etwas rührte. Er achtete auf jedes Geräusch, als könne er daraus seine Schlüsse ziehen.

Schritte kamen von oben und näherten sich der Tür. Sie wurde geöffnet. Die Frau stand vor ihm und musterte ihn.

»Ja, bitte? Sie wünschen?« wurde er gefragt.

»Mein Name ist Rolf Burghardt«, stellte der Besucher sich vor und lächelte. Er konnte sich gut verstellen und ließ sich nicht anmerken, daß er in Wirklichkeit völlig verwirrt war. So etwas war ihm schon lange nicht mehr passiert. »Ich bin Mitarbeiter einer Zeitschrift. Vor einiger Zeit hatte ich die Gelegenheit, Herrn Czernin kennenzulernen. Er bat mich, einmal vorbeizuschauen, wenn ich hier in der Gegend sei. Ich halte mich zufällig hier auf und möchte ihm gern einen Besuch machen.«

»Da muß ich Sie leider enttäuschen, Herr Burghardt. Herr Czernin

ist nicht im Haus!«

»Nun, das macht nichts. Ich kann gern später noch mal wiederkommen. Ich werde drei, vier Tage hier am Wörther See bleiben.«

»Das wird auch nichts nützen. Es tut mir leid, aber es ist kaum anzunehmen, daß Herr Czernin in der nächsten Zeit hier auftaucht.«

»Hat er eine größere Reise unternommen?«

»Ja.«

»Darf man erfahren, wohin?« Burghardt war zäh. Er ließ sich nicht so schnell abwimmeln. Daß dieses Gespräch allerdings eine solche Richtung nahm, hätte er sich nicht träumen lassen.

Czernin ließ sich verleugnen?

Die Haushälterin zuckte die Achseln. »Da bin ich leider überfragt. Tut mir leid! Ich bin nicht Frau Czernin, ich führe hier nur stundenweise den Haushalt. Herr Czernin weiht mich nicht in seine Pläne ein.«

Dagegen gab es kein Argument. Das war klar und eindeutig.

»Schade«, murmelte Burghardt und kraulte sich im Nacken. »Ich hatte mich so auf ein Wiedersehen gefreut.« Er blickte an der Frau vorbei hinaus auf den See, von dem er ein Stück von hier aus sehen konnte.

»Ja, das ist schade«, sagte die Fünfzigjährige, ehe er fortfahren konnte. »Aber vielleicht kann ich etwas hinterlegen? Es könnte auch sein, daß er zwischenzeitlich mal anruft. Ich richte ihm gern Ihre Grüße aus oder auch eine Nachricht, wenn Sie eine solche für ihn hätten…«

Burghardt hörte gar nicht richtig zu. Er war in Gedanken versunken und sagte: »Ich war vorhin unten am See… habe einen Spaziergang unternommen… und hätte schwören können, daß ich einen Moment lang Rudi Czernin in dem dem See zugewandten Zimmer gesehen habe!«

Die Frau zuckte leicht zusammen. »Nein, das ist ganz unmöglich! Herr Czernin befindet sich nicht im Haus. Sie haben sich getäuscht.«

Es klang nicht überzeugend, und als er sie ansah, wurde er das Gefühl nicht los, daß diese Frau von einer Angst erfüllt war, die sie nur mühsam verbarg.

*

Er ging zum See hinunter.

Diese mysteriöse Sache ließ Rolf Burghardt keine Ruhe.

Wurde Czernin gegen seinen Willen gefangengehalten? War diese mütterlich aussehende Frau wirklich die Haushälterin, für die sie sich ausgab?

Der Spazierweg führte nicht allzu weit an Czernins Haus vorbei. Das Segelboot kreuzte noch immer in der Mitte des Wörther Sees. Sonst war kein Mensch weit und breit.

Die zunehmende Dämmerung kam dem Reporter zustatten. Das Metallgitter an der Südwestseite des Czerninschen Hauses, an dem die Kletterrosen hochrankten, konnte man bequem als Leiter benutzen, wenn man etwas beweglich war.

Er vergewisserte sich, daß wirklich kein Mensch ihn beobachtete. Sein Plan lag fest, er wußte, wie er vorzugehen hatte, führte aber diesen Plan nicht sofort aus.

Es mußte erst noch dunkler werden.

Burghardt beobachtete das Haus weiter. Ein Zufall kam ihm zu Hilfe.

Die Lichter in der Wohnung erloschen. Die Haushälterin schloß wenig später die Tür ab und ging die Straße hoch.

Etwas Besseres konnte ihm gar nicht passieren!

Rudi Czernin allein in der Wohnung!

Burghardt kletterte an dem dunkel lackierten Eisengitter in die Höhe. Er zerstach sich Finger und Handinnenflächen an den Rosendornen, aber daran war nichts mehr zu ändern.

Das Gefühl einer großen und nicht ganz ungefährlichen Sache auf der Spur zu sein, wurde immer stärker in ihm.

Er stieg über die Balkonbrüstung und warf noch mal einen Blick nach unten.

War er beobachtet worden?

Das wäre peinlich, aber unter Umständen nicht tragisch. Was er hier tat, war zwar nicht ganz im Sinne des Gesetzes, doch er konnte sich immer herausreden und behaupten, daß er davon überzeugt gewesen sei, Czernin befände sich in Gefahr. Schon mehr als einmal in seinem Leben hatte er sich Informationen auf nicht ganz korrekte Art beschafft, aber das gehörte zu seinem Berufsrisiko.

Rolf Burghardt stand auf dem Balkon. Die Tür zur Wohnung war verschlossen. Mit einem Spezialschlüssel öffnete er sie und huschte in das dunkle Zimmer.

Alles war ruhig. Keiner hatte etwas gesehen. Nun würde sich zeigen, was hier im Haus vorging.

Der Reporter war so mit sich selbst und seinen Überlegungen beschäftigt, daß er etwas übersehen hatte.

Da war doch jemand…

Eine sportliche Erscheinung, ein junger Mann, großgewachsen, blond, eine dunkle Brille tragend. Seit dem späten Nachmittag schon beobachtete dieser Mann den Reporter, dessen verdächtiges Verhalten ihm aufgefallen war.

Dieser Mann war stets sehr vorsichtig und ging äußerst geschickt

zu Werke.

Macabros war gekommen, weil Al Nafuur ihn auf Czernin aufmerksam gemacht hatte. Aber da war noch jemand, der sich ebenfalls für den Geologen zu interessieren schien.

Ein Mensch? Ein Dämon? Ein Feind des Geologen? So wie er sich verhielt, konnte man ihm zumindest keine freundschaftlichen Absichten unterstellen.

Wer nichts zu verbergen hatte, wer als Freund kam, brauchte nicht den Weg über den Balkon zu nehmen.

Macabros sah die dunkle Gestalt im Zimmer verschwinden und zögerte keine Sekunde. Hellmark, der mit wachsamen Sinnen seinen Doppelkörper bewußt und aus der Ferne kontrollierte, brauchte nur einen Gedanken daran zu verschwenden – und Macabros löste sich auf und erstand neu wieder knapp drei Meter höher auf dem Balkon, ohne daß er sich der Mühe des Kletterns hätte unterziehen müssen.

Wie ein Schatten huschte auch er in das düstere Zimmer und stand wie ein Gespenst hinter dem Reporter, der die Hand auf die Türklinke zum Schlafzimmer legte und von seinem Beobachter bis zu diesem Moment noch nicht bemerkt hatte…

*

Lautlos öffnete er die Tür, zunächst spaltbreit. Dumpfe, verbrauchte Luft schlug ihm entgegen. Ein leises Stöhnen drang an seine Ohren.

Czernin gab seltsame Laute von sich. Er schien im Schlaf zu sprechen oder machte Fieberphantasien durch. Burghardt wurde lebhaft an jene Nacht in Gerauers Villenpark erinnert.

Auf Zehenspitzen lief er auf das Bett zu, als Czernin plötzlich gellend und markerschütternd schrie…

*

Sie zog fröstelnd die Schultern hoch. Marina war vierundzwanzig. Gemeinsam mit ihrem Freund segelte sie mit der »Pyrette«, wie sie ihr Boot getauft hatten, auf dem Wörther See.

Marina Sermath war üppig und hatte einen prallen Busen. Walther liebte solche Frauen. Es war sein erster Urlaub mit Marina. Sie war – wie er – am Segeln interessiert, und er hatte ihr den ganzen Nachmittag über die notwendigsten Handgriffe erklärt.

Jetzt, in der Dunkelheit, saßen sie im Boot, ließen es im Wind treiben und tranken aus einer Thermosflasche heißen Tee.

»Ich denke, für heute reicht's«, sagte Marina. Sie hatte eine sanfte Stimme. Trotz der wetterfesten Kleidung, war ihr unangenehm kühl.

Ihr Gesicht spannte und wirkte fast weiß. »Mir brummt der Schädel, von all den Begriffen und Handgriffen, die du mir beigebracht hast. Ich glaube, morgen habe ich alles vergessen.« Sie lachte leise, führte den Becher an den Mund und nahm kleine Schlucke.

Walther Darkos saß neben ihr. Der Deutsche stammte aus Stuttgart. Er war zwei Jahre älter als Marina und ärgerte sich, daß er in diesem Jahr so spät Urlaub bekam. Aber als Sohn des Chefs hatte man oft weniger Vorteile als die Arbeiter und Angestellten. Deren Wünsche gingen erst mal vor.

Daß es aber auch so plötzlich kälter wurde, damit hatte niemand mehr gerechnet.

Segeln machte mehr Spaß bei schönem Wetter.

»Wir holen das noch mal nach«, sagte er, seinen Arm um ihre Schulter legend. »Bei Sonne und Wärme. Ich habe meinen Urlaub nicht ganz genommen. Zwischen Weihnachten und Neujahr verdufte ich noch mal. Vielleicht kannst auch du dich freimachen?«

»Wo soll's denn hingehen?« Obwohl sie sich beherrschte, schlugen ihr letzt doch die Zähne aufeinander. Darkos legte Marina eine Wolldecke über die Schultern. »So 'ne lauschige Nacht auf dem See ist ganz schön, aber wenn die Wärme fehlt, dann wird's einfach ungemütlich.« Erst nach diesen Worten ging sie auf seine Frage ein. »Denke schon. Für die Feiertage habe ich mir noch nichts vorgenommen. Wo soll's hingehen?«

»Mallorca oder Teneriffa. Eher das letztere, nehm' ich an.«

Aber es sollte weder Mallorca noch Teneriffa werden. Doch das ahnten sie in diesen Sekunden nicht.

Walther Darkos wollte seiner charmanten Begleiterin noch etwas sagen, als er stutzte.

Sie merkte es im gleichen Augenblick und meinte: »Mit dem Boot stimmt doch etwas nicht.«

Sie drehten sich langsam im Kreis. Er konnte die Segel setzen wie er wollte, auch die Bedienung des Steuers brachte nichts. Das Boot reagierte nicht auf den geringsten Lenkversuch.

»Verdammter Mist«, knurrte Darkos. »Da ist doch etwas faul.«

Was hier geschah, widersprach allen Naturgesetzen.

Leichter Wind, kein Strudel, und doch drehte das Boot sich im Kreis, als wäre es in einen Mahlstrom geraten.

Unsichtbare Hände schienen es zu bewegen. Es ging schneller und schneller. Sie mußten sich beide am Bootsrand festhalten, um nicht hinausgeschleudert zu werden.

Wasser spritzte auf.

Marina und Walther bekamen es mit der Angst zu tun.

»Tu' doch was! Mein Gott, so tu' doch was!« brüllte sie. Ihre Augen flackerten wild.

Diese hektische, karussellartige Bewegung raubte ihr den Atem.

Um sie herum schien die Hölle loszubrechen. Das Wasser gurgelte und brodelte, als würde es erhitzt.

Das Segelboot drehte sich in die Tiefe! Der Bootsrand war jetzt gleich mit der Wasseroberfläche identisch – und dann ergoß sich die Flut in das Boot mit dem weiß-roten Segel, in dem zwei Menschen verzweifelt um ihr Leben kämpften.

*

»Weg! Was wollt ihr von mir? Warum laßt ihr mich nicht in Ruhe!« Die Worte klangen so hektisch, so erregt, als fühle er den nahen Tod und wehre sich mit letzter Kraft gegen das Unabänderliche. Er stöhnte und wimmerte und schlug mit kraftlosen Bewegungen in die Luft, als müsse er unsichtbare Feinde zurückdrängen.

Als würde er an einem Seil in die Höhe gezogen, richtete er sich plötzlich auf.

Im Licht der Nachttischlampe sah er mit seinem bleichen, schweißüberströmten Gesicht aus wie ein Gespenst.

»Neiiin! Neiin. Nicht… schon wieder!«

Mit weitaufgerissenen Augen starrte Czernin auf Burghardt, als stände der Leibhaftige vor ihm.

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen und…« Weiter sprach der Reporter nicht.

Macabros wußte später nicht mehr zu sagen, wie es eigentlich gekommen war, daß Burghardt seinen Kopf wandte und im gleichen Augenblick feststellte, daß er nicht der einzige war, der in die Wohnung eindrang.

Burghardt und Macabros – sie reagierten beide gleichzeitig.

Der Reporter registrierte noch, daß sich irgend etwas in sein Bewußtsein schlich, das er nicht mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen erklären konnte. Da war etwas Fremdes, etwas, das ihn warnte?! Nein! Etwas, das ihn zwang, den Kopf zu wenden. Er hatte kein Geräusch gehört und keinen verdächtigen Schatten wahrgenommen – und doch wußte er einfach, daß ihm eine Gefahr drohte, daß er sofort reagieren mußte.

Er war flink und beweglich und schlug grundsätzlich immer erst zu und fragte dann, was eigentlich los war.

Seine Rechte stieß durch die Luft.

Burghardt glaubte, blitzschnell zu sein. Aber der andere, der Fremde, war noch eine Zehntel-Sekunde schneller.

Auch dieser Mann handelte im Zweifelsfall immer erst und stellte danach seine Fragen. Macabros reagierte grundsätzlich im Sinn seines Erstkörpers, obwohl ihm – da er nicht aus Fleisch und Blut bestand –

niemals eine unmittelbare Gefahr drohte.

Macabros blockte ab. Burghardt hatte das Gefühl, gegen einen eisernen Pfosten anzurennen. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

Es knirschte. Das war sein Handgelenk. Brennender Schmerz durchfuhr ihn. Er wollte sich sofort losreißen. Das ging nicht. Er flog nach vorn. Plötzlich spürte er keinen Boden mehr unter den Füßen.

Er überschlug sich. Etwas Dunkles stieß ihm entgegen. Mit Verwunderung stellte er noch fest, daß sein unbekannter Gegner ihn mit einer Hand über seine Schultern zog und mit der anderen ihm im freien Flug noch einen kurzen, trockenen Haken verpaßte, wie er ihn sich eigentlich für den anderen ausgedacht hatte.

Dumpf schlug er zu Boden. Er landete mit dem Kopf an einem uralten Sofa, das genau hinter ihm stand und durch den Aufprall in allen Fugen ächzte. Aber es brach nicht zusammen.

Burghardt schnaubte noch mal kurz, dann legte sich sein Kopf zur Seite. Er trat geistig weg.

Macabros zog verwundert und kaum merklich die Augenbrauen hoch. »Er scheint nicht zu den Schergen zu gehören, die mir sonst zu schaffen machen«, murmelte Macabros irritiert. Dämonen und höllische Helfershelfer aus den jenseitigen Reichen, die Molochos und dessen Schwarze Brut unterworfen hatten, ließen sich in der Regel nicht durch einen gezielten Faustschlag zu Boden schicken.

Macabros nahm sich vor, mit dem Fremden ein paar Worte zu wechseln, um Näheres über dessen Ziele er erfahren. Vielleicht traf er hier auf einen Freund, dem Czernins Schicksal zu Ohren gekommen war und der nichts Böses im Schilde führte? Das alles würde sich in nächster Zukunft herausstellen.

Zunächst aber war Czernin wichtig. Al Nafuurs Drängen hatte seine Bedeutung.

Rudi Czernin hatte sich im Totenmaar aufgehalten. Wo lag es? Was für eine Bedeutung hatte es für Hellmarks Mission auf der Erde?

Czernin quiekte wie ein Schwein, das man abstach. Angstvoll hielt er die Augen aufgerissen. Das wilde Glitzern in seinen Pupillen aber ließ schon nach.

»Was… was wollen Sie hier? Wie kommen Sie herein?« fragte er scheu. Er krallte sich an der Zudecke fest.

Erst jetzt schien ihm bewußt zu werden, daß er sich gar nicht mehr allein im Zimmer aufhielt.

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen.«

Macabros' Stimme klang angenehm, beruhigend, und Czernin fand, daß dieser Mann nicht wie jemand aussah, der ihm ans Leben wollte.

Seine Blicke irrten zu dem Mann am Sofa. Der rührte sich noch immer nicht.

»Burghardt?« murmelte er verwundert und rieb sich die Augen. »Wie kommt der hierher?«

»Sie kennen – diesen Mann?«

»Ja. Ich habe ihn kennengelernt – auf Paul Gerauers letzter Party.«

»Das tut mir leid.«

»Daß ich ihn kennenlernte?«

»Nein, daß ich ihn niedergeschlagen habe. Wenn er doch ein Freund von Ihnen ist.«

Czernin schüttelte sich leicht und fuhr sich mit der Rechten durch seine Haare. »Freund – ist zuviel gesagt. Aber wie kommt er nur hierher?«

»Durchs Fenster.«

»Ich verstehe das nicht. Es ist verrückt, die ganze Welt ist verrückt.«

Macabros näherte sich Czernins Bett. Der Mann machte einen kranken Eindruck. Er sah wächsern und kraftlos aus. »Auch ich bin durchs Fenster gekommen. Ich beobachte Herrn Burghardt schon seit geraumer Zeit. Ich stellte fest, daß er ständig ums Haus strich, nachdem Ihre Haushälterin ihn abblitzen ließ.«

»Karla hatte den Auftrag, niemand zu mir zu lassen. Zu gefährlich!« Er atmete schwer und lehnte sich langsam zurück, als strenge das Sitzen ihn an. »Sind Sie von der Polizei? Wenn Sie Burghardt beobachten und finden sein Eindringen merkwürdig…«

»Nein, mit der Polizei habe ich nichts zu tun. Ich arbeite auch nicht für eine private Detektei. Ich bin hier, um mit Ihnen zu sprechen – über das Totenmaar.«

Czernins Augen wurden groß, und die nackte Angst war darin zu lesen. »Habe ich… davon… gesprochen?« murmelte er.

»Ja.«

»Ich weiß manchmal nicht mehr, was ich tue, ich mißtraue jedem… in meinen Träumen und in der Wirklichkeit. Und ich weiß auch jetzt nicht, ob ich Ihnen trauen kann, ob ich träume oder wache. Es ist ein so merkwürdiger Zustand, in dem ich mich befinde. So, als ob ich schwebe… als ob es jeden Augenblick wieder passieren könnte.«

Czernin nahm die Begegnung nicht mit all seinen Sinnen und unter kritischer Beachtung aller Faktoren wahr.

Macabros, der sich als Björn Hellmark vorgestellt hatte, konnte aufgrund der Darstellung Al Nafuurs alle Vorgänge wiederholen, die sich im Park der Gerauer-Villa abgespielt hatten.

Er mußte ihn dazu bringen, Stellung zu nehmen, sein seltsames Verhalten und vor allem sein rätselhaftes Wiederauftauchen zu erklären.

Das war nicht einfach. Czernin war mißtrauisch.

Seine Augenschlitze wurden schmal. »Vielleicht sind Sie nur gekommen, um mich zu holen?« fragte er rauh. »Das andere war nur ein Warnschuß, wie? Da habt ihr es nicht geschafft.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, aber ich kann Ihnen eins versichern: wenn ich etwas im Schild gegen Sie führen würde, hätte ich es längst getan, finden Sie nicht auch?«

Czernin antwortete nicht gleich. Dann nickte er schwach. »Ja, da haben Sie recht. Sie verhalten sich ganz anders. Sie sind wirklich – ein Sucher.« Macabros wußte zwar nicht, wie er ausgerechnet auf diese Bezeichnung kam, aber er widersprach nicht. Es schien etwas ganz Bestimmtes im Kopf seines Gesprächspartners vorzugehen.

»Ein Außenseiter… ja, das sind Sie… das fühle ich, und ich kann mich auf meine Gefühle verlassen. Sie haben vorhin gesagt, Herr Hellmark, daß Sie Menschen suchen, denen ein ungewöhnliches Schicksal zuteil wurde… Je mehr Sie erfahren, desto klarer können Sie den eigenen Weg verfolgen… leuchtet mir ein. Die Masse geht darüber hinweg – Menschen verschwinden, tauchen unter, man findet sie nicht mehr… in allen Zeitungen kann man das lesen. Es sind schon Fahrzeuge verschwunden, ganze Ozeanriesen, Flugzeuge, Unterseeboote, spurlos. Schlagzeilen in der Presse. Ein großes Fragezeichen… das war alles… keiner fand eine wirkliche Erklärung. Ich will Ihnen auch sagen warum…« Er senkte plötzlich die Stimme, als fürchte er, jemand könne sie belauschen. »Die meisten Menschen sind so gedankenlos… oder sie versuchen, eine natürliche Erklärung für Vorgänge zu finden, für die es keine natürliche Erklärung gibt, geben kann! Ich habe Vertrauen zu Ihnen… Sie gefallen mir, ich kann es nicht begründen… es ist nur so ein Gefühl… vielleicht ist es Schicksal, Bestimmung, daß sich unsere Wege kreuzen… ich halt's nicht mehr lange durch, Herr Hellmark. Die sind mir auf der Spur… es gibt keinen Zweifel mehr.« Er schwieg erschöpft.

»Wer sind 'die', Herr Czernin?«

»Sie haben keine Namen. Wesen, Gestalten, bewußte Energie. Etwas, das lebt und das man doch nicht wahrnehmen kann! Verrückt, nicht?«

»Nein, ich finde es nicht verrückt.«

»In jener Nacht – bei Gerauer, – da habe ich sie wieder ganz deutlich gespürt… ich bin ihnen entkommen… als einziger in all den Jahrhunderten oder Jahrtausenden… dieser Anfall, dieses scheinbare Verschwinden… ist wie eine Krankheit. Die Atome meines Körpers lockern sich plötzlich, halten nicht mehr den stofflichen Leib aufrecht… es ist so, als ob ich mich plötzlich mit der Luft verteilen könnte, als ob ich überall wäre… ich sehe und höre die anderen, die mich suchen, die über mich sprechen. Ich bin ganz in deren Nähe, und doch nehmen sie mich nicht wahr… ich habe einen solchen Zustand

schon mal erlebt, ich weiß, worauf er zurückzuführen ist. Diesmal war er stärker… als alle gegangen waren. Burghardt, der junge Mann, Gerauer… da tauchte ich wieder auf… eine halbe Stunde war vergangen… ich erhob mich, als sei nichts gewesen. Ich verließ den Park, ohne mich noch mal sehen zu lassen. Das war das beste in dieser Situation. Mit dem Zug fuhr ich im Morgengrauen nach Hause. Ich fühlte mich krank und elend und bat Karla, das ist meine treue Seele, die hier für Essen, Trinken und Ordnung sorgt, niemand zu mir zu lassen, jedem zu sagen, daß ich nicht da wäre. Aber vielleicht war das falsch… nein«, verbesserte er sich sofort selbst, »es war sicher falsch… Ich hätte schon lange reden sollen… aber wer hätte mir geglaubt? Sie sind der Richtige… Ich bin Geologe… zuletzt hielt ich mich auf Neuseeland auf… dort erforschte ich vulkanisches Gestein… durch irgendeinen unerklärlichen Zufall wurde ich bewußtlos… als ich wieder zu mir kam, hatte sich die Welt um mich herum verändert… ich war woanders, in einer fremden, unfaßbaren Umgebung. Ich kam mir vor wie auf einem anderen Stern.« Seine Stimme wurde leiser. Das viele Sprechen strengte ihn offensichtlich an. »Ich muß dem noch vorausschicken… von Beruf bin ich Geologe. Aber ich habe ein Hobby besonderer Art: ich erforsche in meiner Freizeit die Gesetze der Mathematik und die Zusammenhänge zwischen Raum und Zeit… vielleicht kann man diese Beschäftigung mit dafür verantwortlich machen, daß ausgerechnet ich mit Dingen konfrontiert wurde, die…« Wieder unterbrach er sich selbst und berichtigte sich auch, »aber nein, das ist sicher unsinnig… all die Menschen, die ich dort sah, die ebenfalls wie ich durch diesen ’Spalt’ gerutscht und in einer anderen Welt angekommen waren, hatten sich sicher nicht mit der Relativitätstheorie und er Erforschung der Zusammenhänge zwischen Raum und Zeit im besonderen gewidmet… es war ein Zufall, daß ich Gewißheit erhielt über ein Phänomen, das bisher nur theoretisch für mich existierte… Es gibt es wirklich… jenes parallele Universum, Herr Hellmark… ich war dort… Raum und Zeit bilden eine Einheit. Man muß sie sich vorstellen wie eine Kuppel, die uns schützend umhüllt. Aber es kann zu einem Riß in dieser Kuppel kommen – gewollt oder ungewollt – und dann passiert es, daß Menschen von dieser Seite des Raums und der Zeit in eine andere stürzen. Von dort kehren sie nicht mehr zurück. Sie werden in einem zeitlosen Totenmaar festgehalten. Dort stirbt jede Bewegung…«

Er lag tief in den Kissen. Seine Haut wurde durchscheinend wie altes, brüchiges Pergament, seine Augenlider zitterten.

»Die Zeit bewegt sich nicht… und die Menschen leben, können nichts an ihrem Schicksal ändern…« fuhr er flüsternd fort.

»Wie kamen sie frei?« Macabros ließ sich seine Erregung nicht anmerken. Das leise Geräusch hinter ihm nahm er nur beiläufig wahr.

Rolf Burghardt kam zu sich und wurde Zeuge des letzten Teils dieser eigenartigen Unterhaltung.

»Ein Zufall. Aber vielleicht… kann man diesen Zufall bewußt herbeiführen und damit alle diejenigen retten, die…«

Da fing es wieder an.

Schweiß brach ihm aus allen Poren, er begann zu zittern wie ein alter Mann, die Zähne schlugen ihm aufeinander.

»Der Spalt… war damals in Neuseeland…« keuchte er, als würde ein Zentnergewicht auf seine Brust drücken. »Aber es handelt sich um keinen feststehenden Punkt… er ist verschiebbar… warum, weiß ich nicht… sie wollen mich zurückholen, in das Maar… wo der Wind steht und das Licht sich nie verändert und man mit seinen Gedanken allein ist…« Er schweifte ab, Macabros war es nicht möglich, ihn auf seine gezielt gestellte Frage einzustimmen.

Wie ein Träumender, Berauschter lag Czernin in seinem Bett. Sein Körper flatterte und wurde seltsam durchscheinend. Die Atome seines Körpers lockerten sich wieder.

Aus endloser Ferne drang ein leiser, kaum wahrnehmbarer Schrei an Macabros' Gehör.

In der ersten Sekunde glaubte er, aus Czernins Kehle käme dieser Laut.

Doch dann erkannte er: Der Schrei kam von draußen und wurde vom Wind durch die weit offenstehende Balkontür getragen.

Dieses klägliche Wimmern kam von einem Menschen, der sich in höchster Bedrängnis befand.

Da schrie jemand um Hilfe!

Macabros wirbelte herum und lief auf den Balkon hinaus.

Den leisen, fernen Schrei – über den dunklen See, der wie eine gigantische, tintenschwarze Pfütze vor ihm lag – trug der Wind herüber.

Seine scharfen Augen nahmen das auf und ab tanzende Positionslicht eines Bootes wahr.

»Der Spalt!« schrie im gleichen Augenblick der halbdurchsichtige Rudi Czernin aus dem Zimmer hinter ihm. »Er ist nahe… so nahe. Fühlt denn niemand – den Sog?!«

*

Es ging Schlag auf Schlag.

Das Wasser schwappte über sie hinweg. Gurgelnd wurde das Boot in die Tiefe gezogen.

Marina Sermath schrie wie von Sinnen. Sie wollte auftauchen und nach Luft schnappen. Aber da war keine Luft mehr. Nur noch Wasser. Überall Wasser.

Sie versuchte zu schwimmen, aber der Sog ließ ihr keine Chance.
Es gab keine Rettung mehr.
Elend ertrank sie.

*

»Das Boot mit dem weiß-rot gestreiften Segel!« preßte Rolf Burghardt hervor, wie ein Geist neben Macabros auftauchend. »Dort drüben passiert doch etwas…«

Es war mehr Ahnung als Wissen.

Dem Reporter waren die Hände gebunden. Er, der für seine Reaktionsschnelligkeit bekannt war, konnte überhaupt nichts unternehmen.

Zu weit war er vom Ort des Geschehens entfernt, um etwas unternehmen zu können.

Aber da gab es einen, der noch schneller war, als er. Macabros!

Plötzlich war er nicht mehr da.

Die Stelle, an der er eben noch gestanden hatte, war leer.

Burghardt fielen die Mundwinkel herab.

Er starrte auf den schwarzen See. Das Positionslicht war verschwunden. Das Segelboot war untergegangen!

Nur ein Sekunde nach dem Erlöschen des Lichtes war Macabros an Ort und Stelle. Der ätherische Körper tauchte ins Wasser. Nach den bestehenden physikalischen Gesetzen hätte er das Boot jetzt noch sehen müssen und die Menschen, die darauf gewesen waren.

Doch der Wörther See war spiegelglatt.

Nichts deutete darauf hin, daß noch vor eines Atemzugs Länge jemand hier untergetaucht war.

Macabros, nicht auf Sauerstoff angewiesen, suchte selbst den Grund des Sees ab und lief dort wie ein Gespenst. Er fand nichts.

Von Genf aus seinen Zweitkörper jede Phase des Geschehens verfolgend und jedes Detail in sich aufnehmend, löste Hellmark seinen Doppelkörper wieder auf und ließ ihn wie einen Geist wieder neben Burghardt auf dem Balkon erscheinen.

Dem klappten zum zweiten Mal die Mundwinkel herab.

»Ich… ich…« Mehr brachte er nicht hervor.

»Ich glaube, wir sollten uns über einiges unterhalten«, schlug Macabros vor. »Dann wird manches durchsichtiger – für Sie wie für mich.«

Er kehrte ins Schlafzimmer zurück.

Rudi Czernin war verschwunden!

Da beschloß Björn Hellmark in der Ferne, noch in dieser Nacht mit seiner Privatmaschine zu starten, um bei Morgengrauen persönlich an Ort und Stelle zu sein.

Er ahnte nicht, daß diese Entscheidung genau die war, worauf seine geheimnisvollen Gegner gewartet hatten.

Und sie alle – angefangen bei Rolf Burghardt, über Rudi Czernin bis zu ihm selbst – spielten eine Rolle, die ein großes Mysterium barg…

*

Marina lauschte in sich hinein. Atmete sie überhaupt – oder kam es ihr nur so vor? Sie konnte es nicht erkennen.

Wie lange mochte sie schon hier im Krankenhaus sein? Dieser Gedanke kam ihr ganz plötzlich. Kein Gefühl für die Zeit, keines für den Raum. Es war wie ein Traum.

Sie wollte fest die Augen zusammenpressen und wieder öffnen.

Aber sie konnte nicht. Da wurde ihr bewußt, daß sie nicht die Augen geöffnet hatte. Sie waren bereits offen gewesen, ihr betäubtes Bewußtsein hatte nur die Kulisse, die sie umgab, noch nicht empfangen.

Sie spannte alle Muskeln und Sehnen an. Sie klebte fest, da war nichts zu machen.

Dicht vor sich erkannte sie ein rotes Auto mit geöffnetem Verdeck. Ein Cabriolet. Sie glaubte sogar, die Marke zu kennen. Ein Jaguar. Zwei Menschen saßen darin, eine junge Frau, ein junger Mann. Wie Wachspuppen. Beide hatten die Köpfe gedreht und konnten sich in die Augen sehen. Sie lächelten sanft, und der junge Fahrer hatte leicht die Lippen geöffnet, als wollte er etwas sagen.

Sie erkannte die riesigen, schillernden Maschen des Netzes, in dem das Fahrzeug hing. Ein Netz, das aus Licht bestand?

Wie paßt das alles zusammen? Diese fremdartige, phantastische Umgebung – wie kam sie hierher?

Wieder meldeten sich die Fragen, aber niemand war da, der sie ihr beantwortet hätte.

Sie schweifte ab und konzentrierte sich wieder auf das Paar.

Nachbildungen? Alles aber war so echt. Das Auto in der richtigen Größe, der Lack glänzte, das Chrom blitzte.

Die Menschen im Auto aber bewegten sich nicht. Sie starrten sich nur an.

Wie eine Fieberwelle flutete es durch Marinas Bewußtsein, als sie aus den Augenwinkeln heraus noch etwas wahrnahm. Etwas Vertrautes.

Der Bug eines kleinen, naturlackierten Bootes. Ein großes ’P’, dahinter ein großes ’Y’. Die »Pyrette«! Steil aufragend ein Segel, weiß-rot gestreift.

Das Segelboot, mit dem sie auf dem Wörther See gefahren waren!

Eine schreckliche Ahnung erfüllte sie.

Ihr Blick richtete sich wieder auf das Paar im Wagen, das sie so gut wahrnehmen konnte.

Sie waren gefangen wie sie. Sie konnten sich nicht bewegen – wie sie!

Aber sie lebten, dachten und fühlten – wie sie!

Der Glanz in den Augen der anderen, die leichte, flüchtige Bewegung der Augäpfel – das alles zeigte ihr, daß diese Menschen lebten, daß auch für sie die Zeit stehengeblieben war.

Jeder hier war allein mit seiner Angst und seinen Gedanken.

Gab es einen Ausweg aus diesem Dilemma?

Marina sah keinen, und so wurde aus der Angst Panik.

*

Um halb zehn Uhr abends schloß Karla Teffler, die Haushälterin des Geologen die Tür auf.

Nur wenige Minuten zuvor hatten Rolf Burghardt und Macabros sich entschlossen, die Wohnung zu verlassen.

Macabros, der sich dem Reporter mit seinem zivilen Namen vorgestellt hatte, und Burghardt waren übereingekommen, sich am nächsten Morgen am See zu treffen, um das Geschehen noch mal in Ruhe zu untersuchen.

Burghardt sollte außerdem die Polizeistation von dem Vorfall unterrichten, damit sie Unterstützung bei der Suche nach den offenbar Ertrunkenen erhielten.

Macabros verschwand auf die gewohnte Weise, und ein nachdenklicher Burghardt suchte das Hotelzimmer auf.

Nach Czernins Verschwinden hatte Karla Teffler geraume Zeit verstreichen lassen. Der Geologe hatte sie wissen lassen, daß ein solch mysteriöser Anfall, in dem sein stofflicher Leib sich völlig auflöste und zu reiner Energie wurde, nie länger als eine halbe Stunde währte. Doch nach einer Stunde war er noch immer nicht sichtbar geworden. Seine Befürchtung, daß seine unsichtbaren Feinde, denen er mal ein Schnippchen geschlagen hatte, ihn zurückholen würden, schien sich nun doch bewahrheitet zu haben.

Burghardt warf sich unruhig hin und her, fand keinen Schlaf, nahm einen Drink aus dem Kühlschrankvorrat und hoffte, dadurch mehr Ruhe zu finden.

Die Unruhe aber blieb. Er ging hinaus auf den Balkon und richtete mechanisch seinen Blick auf das nahe Haus des Geologen.

Dort brannte wieder Licht hinter den Fenstern!

*

Karla Teffler drückte vorsichtig die Klinke zum Schlafzimmer.

»Herr Czernin?« fragte sie leise.

Im Bett raschelte es. Der Geologe bewegte sich schlaftrunken. Über das Gesicht der Haushälterin huschte ein flüchtiges, vielsagendes Lächeln.

Alles lief wie am Schnürchen.

Wie durch Zauberei hielt sie plötzlich eine lange Nadel in der Hand, die sie unter ihrem Mantel vorgezogen hatte.

Czernin, auf geheimnisvolle Weise wieder sichtbar geworden, merkte nicht, wie ihm geschah.

Karla Teffler stand plötzlich neben ihm. Die lange Nadel wurde unmittelbar hinter seinem linken Ohr in seinen Kopf geschoben.

Czernin zuckte nur kaum merklich zusammen.

Er gab nicht mal einen Schmerzensschrei von sich. Von einer Sekunde zur anderen war er betäubt und sein Wille nicht mehr unter Kontrolle.

»Können Sie mich hören, Herr Czernin?« fragte Karla Teffler.

»Ja. Sehr gut.«

Czernin antwortete monoton und tonlos wie ein Roboter.

»Sie sind in Gefahr!«

»Ich weiß.« Czernin nickte. »Aber sie haben mich doch nicht gefunden.« Er lachte leise, wurde aber sofort wieder ernst. »Immerhin treten die Anfälle in kürzeren Perioden auf. Das ist ein schlechtes Zeichen. Es wird der Zeitpunkt kommen, da zerfließen meine Atome und werden wie Asche im Wind in sämtliche Himmelsrichtungen davongetragen, und dann formieren sie sich nie wieder. Was dann wird, weiß ich nicht. Ich habe Angst davor.«

»Ich will Ihnen diese Angst nehmen.«

»Sie – Karla?« fragte er verwundert, aber durch die geheimnisvolle, präparierte Nadel, die wie eine Antenne in seinem Kopf steckte, war er so beeinflußt, daß er nicht mehr völlig Herr über seine Sinne war.

»Ja! Sie müssen fliehen. Sie müssen weg von hier.«

Das leuchtet ihm ein. »Sie haben mich auch hier aufgestöbert.« Kein Mißtrauen, keine Kritik. Das alles wurde unterdrückt.

»Fühlen Sie sich in der Lage, allein zu gehen, Herr Czernin?«

Er richtete sich auf und streckte die Beine aus dem Bett. Der Schlafanzug war eine Nummer zu groß und schlabberte um seine schlaksige Gestalt.

»Ja, es wird gehen.«

»Dann ziehen Sie sich um! Verlieren Sie keine Zeit!«

Er registrierte dieses Drängen in den Worten jener Frau, die er seit vielen Jahren kannte, die ein Teil dieses Hauses geworden war und ohne die er sich sein Leben nicht vorstellen konnte, weder mit

Erstaunen noch mit Mißtrauen. Diese Art paßte gar nicht zu ihr, und doch respektierte er es.

Czernin war im Bann einer anderen Macht.

Unsichtbare Kräfte, die alle Vorgänge aufmerksam beobachtet hatten, griffen jetzt sichtbar ein.

Karla Teffler war nicht jene Karla Teffler, die hier aus und ein ging, die hier ihre eigene kleine Wohnung hatte.

Diese Karla Teffler war in Wirklichkeit ein schreckliches, dämonenfratziges Wesen, ein Diener des furchtbaren Molochos, der Hellmark den Tod geschworen hatte.

Diesmal ging er anders vor, um ihm keine Chance zu lassen. Die Klugheit und Intelligenz, der Mut und die Fähigkeit, sich sofort jeder Situation anpassen zu können, hatten Björn Hellmark, den Dämonenjäger, zu einem beinahe unberechenbaren Gegner werden lassen.

Er verlangte von Molochos und seinen Schergen ein ständiges Umdenken.

Aber trotz aller Stärke hatte Hellmark auch aus der Sicht der höllischen Geister eine schwache Stelle. Er war neugierig und hilfsbereit. Sobald er erkannte, daß irgend etwas in der Welt vorging, was vom Herkömmlichen abwich, tauchte er auf. Er wollte Unschuldige vor dem Zugriff der Unmenschlichen schützen.

Darin sah Molochos seine Chance, seinen hartnäckigen Gegner doch noch ins Verderben zu ziehen und seine gespenstischen Helfer in allen wichtigen Stellen einzuschleusen, damit auch die Menschheit der Gegenwart in seinen Herrschaftsbereich geriet. Brückenköpfe waren errichtet, sie mußten jetzt nur noch ausgebaut werden.

Czernin zog sich warm an. Das dauerte eine Weile. Der letzte Anfall hatte ihn doch mehr geschwächt, als er sich selbst eingestehen wollte.

Karla Teffler wartete geduldig draußen im Flur. Zwanzig Minuten später verließen sie das Haus und gingen hinunter zum See. Dort lag ein kleines Ruderboot vertäut. Sie stiegen ein.

Das alles ließ Czernin willenlos wie eine Marionette mit sich geschehen.

Er reagierte auf jedes Wort, ohne Mißtrauen zu zeigen. Das Gespräch zwischen Karla Teffler und ihm verlief scheinbar ganz normal. Und doch war alles ganz anders.

Sein Wahrnehmungsvermögen war getrübt. Er wurde vom Rand des Sees weggerudert, aber nicht durch Karla Teffler. Da war noch jemand im Boot, ein dunkelhaariger und dunkelgekleideter Mann, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte. Ein Mann mit einem Alltagsgesicht, das man einmal sah – und wieder vergaß.

Die Ruder tauchten ins Wasser, gurgelnd hoben sie sich daraus

empor, und die Ruderblätter drückten das Wasserfahrzeug über die spiegelglatte Oberfläche des Wörther Sees.

Sie tauchten in der Dunkelheit unter.

Da wurde es hinter dem Schilf und dichtem Gebüsch zehn Meter weiter links lebendig.

Eine Gestalt schob sich aus dem Versteck, stieg in ein flaches Boot, paddelte sich sofort frei und erreichte schnell das freie Wasser außerhalb der schützenden Grünzone.

In dem Boot saß niemand anders als Rolf Burghardt.

Von seinem Zimmer aus war er Zeuge des rätselhaften Vorgangs geworden.

Czernin tauchte wieder im Diesseits auf – und machte mit seiner Haushälterin und einem Fremden eine nächtliche Bootsfahrt auf dem Wörther See. Daraus mochte klug werden, wer wollte.

Was ging hier vor?

Er wollte es genau wissen.

Vorsichtig tauchte er die Paddel ein, starrte in die Dunkelheit vor sich und hielt immer so viel Abstand, daß er das der Seemitte zustrebende Ruderboot gerade noch schemenhaft wahrnehmen konnte.

Aber dann sah er doch nichts mehr und paddelte schneller, den vermeintlichen Rückstand aufholend.

Das Ruderboot war verschwunden! Seine Blicke gingen gehetzt hin und her.

Aber das war unmöglich, und…

Da fuhr er zusammen.

Das Boot mit dem Fremden, mit Czernin und dessen Haushälterin tauchte plötzlich wie ein Fels neben ihm auf.

Ehe er es verhindern konnte, stieß der Dunkelgekleidete mit dem Ruder nach ihm. Das Ruderblatt ratschte über das leichte Holz. Das flache Boot, das Burghardt sich – der Not gehorchend – einfach ’ausgeliehen’ hatte, kippte.

Der Reporter verlagerte sofort das Gewicht und wollte dem Angriff begegnen. So weit kam es nicht mehr.

Karla Teffler wurde aktiv.

Sie beugte sich nach vorn, und mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, stemmte sie sich gegen das leichte Boot.

Es kenterte.

Burghardt wurde förmlich rausgeworfen und ließ instinktiv die Paddel los. Das kalte Wasser schlug über ihn zusammen.

Er schluckte Wasser, kämpfte sich in die Höhe, prustete und schnaubte wie ein Nilpferd.

Noch Schleier vor den Augen wurde er Zeuge eines außergewöhnlichen, unheimlichen und unfaßbaren Vorgangs.

Das Ruderboot mit den drei Insassen sank! Es wurde förmlich in die Tiefe gesogen, ohne daß es einen plausiblen Grund dafür gegeben hätte.

Das Innere des Bootes war mit Wasser gefüllt, stieg rasend schnell und verdeckte bereits die Oberkörper der drei Insassen.

Die schrien nicht und machten nicht den geringsten Versuch, aus dem sinkenden Boot zu verschwinden.

Nein, sie warteten auf seinen Untergang und führten ihn durch geheimnisvolle Kraft herbei!

Jetzt schlug das Wasser über den Köpfen der drei zusammen.

Das Boot und Burghardts Paddel gerieten noch in den Sog.

Dann war der Spuk vorüber.

Der Reporter wischte sich die nassen Haare aus der Stirn und erhielt förmlich einen Schlag gegen die Brust, als die geheimnisvolle Kraftquelle auch ihn erreichte und zurückwarf.

Wie von Sinnen begann er zu schwimmen. Nur weg von diesem gespenstischen Mahlstrom!

Und er schaffte es!

Meter für Meter brachte er hinter sich. Erst jetzt, als er schwimmend dem Ufer zustrebte, wurde ihm bewußt, wie weit er schon entfernt war.

Die Kälte fraß sich in seine Glieder, und die mit Wasser vollgesogene Kleidung an seinem Körper schien mit jeder Minute, die verstrich, noch schwerer zu werden.

Er keuchte. Die Arme wurden ihm schwer und die Beine. Das Verlangen, einfach die Schwimmbewegungen einzustellen, kam wie ein Gift in ihm auf. Sekundenlang war ihm alles egal. Er wurde gleichgültig und apathisch.

Und doch schwamm er weiter, mechanisch die Bewegungen ausführend.

Dunkle Kreise drehten sich vor seinen Augen. Die Luft wurde ihm knapp, bleierne Müdigkeit erfaßte seinen Körper.

Er wußte nicht mehr, wie lange er unterwegs war. Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit.

Er, der in so vielen sportlichen Disziplinen seinen Mann gestanden hatte, wunderte sich darüber, welche Konditionsschwächen sich nun zeigten.

Wie in Trance hielt er durch und glaubte, im Kreis zu schwimmen oder in entgegengesetzter Richtung. Er hatte die Orientierung verloren.

Er konnte kaum noch. Jede Bewegung wurde zur Qual.

Da ragte eine Hand neben ihm aus dem Wasser. Er erblickte sie zu spät und hatte keine Kraft mehr, sich nochmals zur Wehr zu setzen. Er war ein leichtes Opfer. Sein Kopf wurde unter Wasser gedrückt. Selbst

in seiner Todesangst schaffte er es nicht mehr, sich aus der Umklammerung der beiden Hände zu befreien.

Er spürte schlammigen Boden unter den Füßen. Dann verlor er die Orientierung und wußte nicht mehr, wo oben und unten war.

Drei Meter vor dem rettenden Ufer ereilte ihn sein Schicksal.

Im Morgengrauen fanden zwei Spaziergänger die Leiche des Reporters am Ufer des Wörther Sees.

*

Björn Hellmark und Rani Mahay kamen in Velden an, als sich die Nachricht von dem Fund am Ufer bereits wie ein Lauffeuer verbreitet hatte.

Neugierige waren an den See hinunter gegangen, die Polizei mußte Absperrmaßnahmen ergreifen.

Kommissar Mandert und seine Begleiter vom Spurensicherungsdienst steckten mitten in der Arbeit.

Die Leiche war inzwischen weggeschafft worden. Durch Einwohner war zu erfahren, daß es sich bei dem Toten um einen gewissen Rolf Burghardt handelte.

Im Zusammenhang mit dem Toten vermißte man auch ein Boot, das einem jungen Mann gehörte, der in Velden Urlaub machte. Außerdem vermißte man ein Pärchen, das sich in der Pension »Zum See« einquartiert hatte und in der Nacht nicht zurückgekehrt war. Auch das Boot dieses Paares fehlte.

Stand alles irgendwie in Zusammenhang?

Björn sprach mit einem der Polizisten und gab seinem Freund Rani ein Zeichen, daß dieser den Umstehenden ruhig neugierige Fragen stellen sollte. Vielleicht kam das eine oder andere heraus, das sie verwerten konnten.

Er selbst bat um ein Gespräch mit dem Kommissar, in dem er wahrheitsgemäß angab, daß Burghardt ihm bekannt und er wahrscheinlich der letzte gewesen war, der ihn gestern abend noch lebend sah.

Mandert sollte sofort Näheres wissen. Es war ihm inzwischen zu Ohren gekommen, daß Rolf Burghardt die Polizeistation in Velden von dem See-Unfall verständigte. In den Nachtstunden hatte man zwar noch ein Patrouillenboot ausgeschickt und einen Teil des Sees unter Scheinwerferlicht abgesucht, aber nichts Verdächtiges entdeckt. Man beschloß, die Suche mit Anbruch des neuen Tages fortzusetzen, was in diesen Minuten geschah. Draußen auf dem See waren mehrere Polizeiboote zu sehen. Für den gesamten privaten Bootsverkehr war der See gesperrt.

Björns Gehirn arbeitete wie ein Computer.

Noch vor dem Eintreffen der Polizei gestern nacht, mußte Burghardt auf irgend etwas aufmerksam geworden sein, das ihn veranlaßte, zum See hinunterzugehen.

»Ich glaube fest daran, daß es einen Zusammenhang zwischen dem verschwundenen Segelboot und Burghardts Tod gibt«, murmelte Björn. Er blickte gedankenversunken auf Mandert.

Der Kommissar war zwei Köpfe kleiner als er, hatte ein runzliges Gesicht und trug eine Brille mit dicken Gläsern, hinter denen seine Augen riesig wirkten.

»Sie denken an Mord?« fragte der unscheinbare Kripo-Mann, blickte zu dem blonden Deutschen auf, griff mechanisch nach seiner Brusttasche und zog einen Zigarillo hervor, den er zuerst Björn anbot. Der lehnte dankend ab.

»Ja, ich denke an Mord.«

Mandert zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht so recht. Wir haben den Toten untersucht. Er trug keine Zeichen von Gewaltanwendung. Wir wissen nicht viel über Herrn Burghardt. Wir kennen seinen Namen und sind davon unterrichtet, wo er einquartiert war und welchem Beruf er nachging. Vielleicht hatte er Sorgen, hm? Hat er je mit Ihnen darüber gesprochen?«

»Nein.« Björn schüttelte den Kopf. »Sie denken an Selbstmord?« fügte er dann sofort seine Frage an.

»Gewissermaßen, ja. Er ging ins Wasser, tauchte unter und ertrank. Keine Zeichen von Gewaltanwendung, ich sagte es schon.«

Hellmark nagte an seiner Unterlippe. Selbstmord? Das war Burghardt nicht zuzutrauen. Es sei denn: er wäre dazu getrieben worden.

Das Fragespiel zwischen ihm und dem Kommissar dauerte fünf Minuten.

Mandert notierte sich die Anschrift und den Namen des Hotels, in dem Hellmark wohnte. Seit seiner Ankunft heute morgen war er im gleichen Hotel abgestiegen wie Burghardt. Wenn die Polizei Nachforschungen in dieser Richtung anstellte, würde sie feststellen, daß er erst seit heute dort gemeldet war. Wo aber hatte er sich gestern aufgehalten, da er doch behauptete, mit Burghardt zusammen gewesen zu sein? Da war er als Macabros mit Hilfe seines Zweitkörpers hiergewesen. Nur Burghardt wußte das.

Vom kriminalistischen Standpunkt aus mußte er, Hellmark, notgedrungen nach seinem Verbleib in der letzten Nacht gefragt werden, vorausgesetzt, daß Kommissar Mandert alle Probleme berücksichtigte, die mit diesem rätselhaften Todesfall zusammenhingen. Machte er sich erst mal von dem Gedanken frei, daß es vielleicht doch kein Selbstmord sein konnte, dann würden gezielte Fragen erfolgen. Björn hoffte, daß ihm dann eine geeignete

Ausrede einfiel. Von Zweitkörper zu reden hätte dann keinen Sinn mehr. Dafür würde Mandert kein Verständnis aufbringen.

Björn warf einen Blick hinüber zum Haus Rudi Czernins. Wie auch in der Nachbarschaft die Neugierigen ihre Köpfe aus den Fenstern streckten, um etwas vom Geschehen am See mitzubekommen, so schien sich auch Karla Teffler, die Haushälterin des Geologen, für die Vorgänge zu interessieren.

»Wir gehen mal zu ihr«, meinte Björn, als er wieder bei Mahay stand. Mehr sagte er nicht, und der Koloß aus Bhutan, in dessen Adern ebenfalls das Blut der alten Rasse Xantilons floß, fragte nicht. Er wußte, wenn Björn sich so verhielt, dann hatte er meistens den Kopf voller Gedanken.

*

Schon nach dem ersten Klingelzeichen stand sie an der Tür und betrachtete die beiden Fremden.

Björn kam sofort zum Wesentlichen. »Ich hätte gern Herrn Czernin gesprochen.«

»Er ist nicht im Haus«, erfuhr er.

Das konnte stimmen. Schließlich war er als Macabros selbst Zeuge der atomaren Auflösung des Geologen geworden, der sich geheimnisvollen Forschungen gewidmet hatte, die er in ihrem ganzen Ausmaß noch gar nicht überblickte.

Karla Teffler strahlte eine gewisse Unruhe aus. Hellmarks feinem Gespür blieb das nicht verborgen.

Diese Frau verschwieg etwas! Dazu hatte Czernin sie veranlaßt. Aber dieses Schweigen konnte Folgen haben.

Björn setzte alles auf eine Karte. Klipp und klar erklärte er, daß er gestern abend mit Rudi Czernin gesprochen hätte. Karla Teffler wurde bleich, als er erwähnte, wie er ins Haus gekommen war und welcher Inhalt das Gespräch gehabt hatte.

»Es geht um den Tod eines Menschen«, schloß er, auf den Reporter aus Wien anspielend. »Ich fürchte, es gibt hier einen Zusammenhang. Rolf Burghardt hat noch mal etwas beobachtet, von dem ich keine Kenntnis habe. Er hat etwas oder jemand verfolgt. Wir wollen Herrn Czernin helfen. Das können wir nur, wenn wir die volle Wahrheit wissen. Ich spreche deshalb so offen zu Ihnen, weil ich glaube, daß Herr Czernin Sie in manches eingeweiht hat. Sie sind seine engste Vertraute. Was ist gestern nacht noch passiert? Bitte, haben Sie Vertrauen zu uns! Sprechen Sie ganz offen! Ist Herr Czernin wieder zu sich gekommen, hat er den Anfall überstanden? Was wissen Sie darüber?«

Karla Teffler schluckte. »Bitte, treten Sie doch näher«, sagte sie

leise, Hellmark und Mahay in die Wohnung führend.

Björn kannte sich hier schon aus.

Karla Teffler berichtete: »Er muß noch mal einen Anfall gehabt haben…«

»Er hatte einen! Herr Burghardt und ich wurden Zeuge. Er wollte uns etwas erklären über seine Forschungen im Raum-Zeit-Gefüge und daß ausgerechnet ihm es gelang, aus dem Totenmaar zu entkommen, in dem so viele unschuldige Menschen ohne Hoffnung auf Wiederkehr festgehalten werden.«

Diese Worte mußten überzeugen und zeigen, daß er kein falsches Spiel trieb, daß er es ernst meinte. Czernin hatte ihn eingeweiht. Ein Außenstehender konnte unmöglich soviel wissen.

Karla Teffler atmete tief durch. »Ich kam erst heute morgen zurück. Was in der letzten Nacht geschah, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich blieb bei einer Bekannten, deren Mann schwerkrank geworden war. Er liegt im Sterben, und sie hatte Angst, die Nacht allein im Haus zu verbringen. Zur Zeit, als Czernin seinen gedeckten Kaffeetisch erwartete, war ich wieder hier. Sie können sich vorstellen, wie groß mein Erstaunen war, als ich sein Bett leer fand. Sein Pyjama und sein Morgenmantel lagen über dem Bett. Im Kleiderschrank fehlte ein dunkler Anzug. Czernin hat das Haus verlassen, daran gibt es keinen Zweifel, aber er hat keine Nachricht hinterlassen, wohin er gegangen ist.«

Björn ließ sich das Schlafzimmer zeigen. Auch Pyjama und Morgenmantel, den Czernin getragen hatte, waren während des Zeitpunktes der atomaren Auflösung seines Körpers verschwunden gewesen. Er faßte sie an und betrachtete sie sich, als könne er daraus eine Botschaft entnehmen.

»Er hat das Haus verlassen. Warum?«

Karla Teffler zuckte die Achseln.

»Burghardt muß ihn gesehen haben«, fuhr Björn unbeirrt fort. »Von seinem Zimmer aus konnte er das Haus beobachten. Er ist ihm ins Wasser nachgegangen. So könnte es sein.«

»Was wollte – Czernin im Wasser?« fragte die blasse Haushälterin.

»Er spürte die Nähe einer Gefahr. Seltsamerweise floh er nicht vor ihr, er stellte sich ihr. Es ist irgend etwas im Wasser, das sie beide anzog.«

Er stellte seine eigenen Kombinationen wie immer an.

Die Mosaiksteinchen paßten auch irgendwie zusammen.

»Vielleicht lauert im Wasser der Wassermann«, knurrte der Inder, als sie wieder im Freien waren und sich der kleinen Hotelpension näherten, in der sich ihre Zimmer befanden. »Mit einer langen Gabel und so…«

»Dir wär' wahrscheinlich eine Nixe lieber, wie ich dich kenne.«

Der Mann aus Bhutan grinste und fuhr sich mit einer leichten Bewegung über seine prachtvolle Glatze. »Die Frauen fliegen auf mich, ich weiß. Männer mit Glatzen sind up to date, mein Lieber. In einer Wochenzeitschrift habe ich gerade kürzlich gelesen, daß mein Typ gefragt ist. Die neue männliche Sexbombe ist im Anmarsch.« Mahay reckte die Brust. Das wäre gar nicht nötig gewesen bei diesem Umfang. Der Zweizentnermann hatte seine Pfunde gut verteilt, und es gab kein Gramm Fett an diesem durchtrainierten, muskulösen Körper.

Björn lachte leise. »Dann ist es am besten, wir bleiben noch eine Zeitlang zusammen. Ich hatte an sich vor, dich hier in Velden zu lassen, während ich eine kleine Bootsfahrt auf dem Wörther See unternehmen wollte. Solange du in meiner Obhut bist, kann nicht viel passieren. Hier aber machst du nur die Frauen verrückt und kriegst noch Krach mit eifersüchtigen Ehemännern. Ich weiß da etwas Besseres, wie du deine überschüssigen Kräfte einsetzen kannst.«

»Soll ich vielleicht die Fische im See hypnotisieren?«

»Das wäre zu einfach. Ich glaube kaum, daß es Fische waren, die Czernin und Burghardt ins Wasser lockten. Vorausgesetzt, daß meine Theorie überhaupt richtig ist. Alles sind nur Vermutungen. Hier!« Mit diesen Worten drückte er Rani Mahay die graubraune Maske in die Hand, die an einen Damenstrumpf erinnerte. Die Dämonenmaske, mit der Björn schon so viele Angriffe seiner unheimlichen Gegner zurückschlagen konnte. Im Zimmer seines Hotels angekommen, nahm er den langen, schmalen Lederbehälter an sich, der entfernt an einen Geigenkasten erinnerte. Darin lag das Schwert des Toten Gottes.

Das wollte er bei sich haben, denn er war überzeugt davon, daß die Gegner nicht aus Fleisch und Blut bestanden, daß sie keine Menschen waren. Im See lauerte etwas Außergewöhnliches, Unsichtbares.

»Spar deine Kräfte für das auf, was uns erwartet! Ich habe dich nicht mitgenommen, damit du die Frauenwelt verwirrst. Wir fahren hinaus auf den Wörther See und suchen noch mal jene Stelle ab, wo ich gestern vergebens nachsah. Wenn dein Charme und deine erotische Ausstrahlung auch auf Hexen oder weibliche Wassergeister wirken, dann könnte ich das nur begrüßen.«

»Ich werde mir auf alle Fälle jede erdenkliche Mühe geben, darauf kannst du dich verlassen. Wenn es sein muß, küsse ich sogar eine mit Vampirgebiß ausgestattete Schreckensgöttin, um sie von dir fernzuhalten.«

Wenn sie unter sich waren, scherzten sie oft miteinander, diese Heiterkeit war wie ein Ventil. Wenn man über die Dinge nachdachte, mit denen sie ständig konfrontiert wurden, konnte einem das Lachen vergehen.

*

Sie mieteten sich ein Motorboot und eine Taucherausrüstung.

Es war zehn Uhr morgens. Die Sonne stand am Himmel. Die Luft war kühl.

Die Neugierigen hatten sich etwas verzogen, die Polizeiboote auf dem See verteilt. Männer stachen mit langen Stangen ins Wasser, Froschmänner tauchten auf und andere kamen in die Boote zurück.

Kommissar Mandert und seine Begleiter waren gegangen. Ihre Arbeit hier war zunächst beendet. Die strenge Anordnung, daß außer den Polizeibooten keine anderen Wasserfahrzeuge den See benutzen durften, war damit aufgehoben.

Das dunkelrote Motorboot tuckerte Richtung Seemitte.

Die Polizei hatte noch immer nichts gefunden.

Es gab keine Spuren von den verschwundenen Booten und dem Pärchen aus dem Hotel »Zum See«.

Dabei hatten sie die vermutliche Stelle Zentimeter für Zentimeter abgesucht.

Sie würden auch nichts finden. Davon war Björn überzeugt.

Der Gegner kam aus dem Unsichtbaren, aus einem Reich, das menschlichen Sinnen verschlossen war. Aber Wenigen war es vergönnt, einen Blick hinter die Kulissen dieser Welt zu werfen, da sie mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet waren.

Björn konnte durch eigene Geisteskraft keinen hellseherischen Blick in ein jenseitiges Reich oder ein paralleles Universum werfen.

Ein anderer Geist, ein anderes Auge beobachtete für ihn – und informierte ihn dann, wenn es richtig und vor allen Dingen möglich war.

Das war Al Nafuur.

Es war, als hätte es in diesem Moment nur dieses Gedankens bedurft, um den Kontakt zu dem Freund im Reich zwischen Diesseits und Jenseits herzustellen.

»Du bist auf der richtigen Fährte. Halte durch!« Aus endloser Ferne und wie von atmosphärischen Störungen begleitet, drang die vertraute Stimme in sein Bewußtsein. »Die Mitte des Sees…«

Er wollte noch eine Frage stellen, aber da war der Kontakt bereits wieder unterbrochen. Er kam nicht mehr durch, und auch Al Nafuur erreichte ihn nicht mehr.

So war es oft.

Aber diesmal war es anders.

Die Falle war aufgestellt. Sie brauchte nur noch zuzuschnappen.

Björn Hellmark und Rani Mahay wurden erwartet.

*

Wäre auch einer von ihnen ein Sensitiver gewesen, ein Mensch, der mit seinen überempfindlichen Sinnen Gedanken und Gefühle empfangen und andere Geistesströme verarbeiten konnte, hätten sie beide – Björn und Rani – die Nähe der anderen gespürt.

Auch sie waren zu zweit und unsichtbar wie die Luft, die über die Köpfe der beiden Bootsinsassen strich und die Oberfläche des Sees kräuselte.

Lautlos schwebten die Geister unmittelbar über ihnen.

Ein Dämon und ein unsichtbarer Schwarzer Priester begleiteten die beiden Freunde.

Der Dämon kicherte, aber nur der Schwarze Priester, der Molochos, dem obersten Dämonenfürsten so ergeben war wie alle anderen niedrigen Geister, konnte dieses Kichern hören.

»Er merkt nichts… und ahnt nichts…« Die Stimme klang für menschliche Ohren grauenhaft, krächzend, heiser und bösartig.

Der Dämon war grün, und seine bizarre Form zerfloß ständig wie Nebel, in den der Wind fegt. Sein Gesicht war langgezogen und wirkte wie ein zerknitterter Schlauch, darüber zwei große, rollende Augen, von einem Geflecht umgeben, das an ein mit Adern durchzogenes Hirn erinnerte. Das war der Dämon Kopah.

Seine langen dünnen Arme waren wie Schlangen, mit denen er über die Köpfe der beiden Männer im Motorboot strich.

Aber weder Björn Hellmark noch Rani Mahay merkten etwas davon.

Für sie war es der Wind, der sie berührte.

»Soll ich ihm noch mal etwas zuflüstern?« fragte Kopah zynisch. Seine Worte waren nur von Yron, dem Schwarzen Priester, wahrnehmbar.

Kopahs Gestalt veränderte sich wieder. Wie jeder Dämon, so konnte auch er jede beliebige Tier- und Menschengestalt annehmen, um sich unauffällig in der Welt der Menschen zu bewegen. Aber er war ein besonderes Exemplar von Dämon. Er konnte nicht nur Stimmen und Geräusche imitieren – sondern auch Gedanken. Und auf den besonderen Tonfall ganz bestimmter Gedanken hatte er sich spezialisiert. »Ich könnte ihm als Al Nafuur zuflüstern, daß er sich beeilen soll… die Zeit drängt. Wenn er wüßte, daß ich es die ganze Zeit war, dessen Gedanken er empfangen hat, würde er sich die Haare raufen! Ich kann es kaum erwarten, bis die Falle zuschnappt…«

*

Was sich zeigte, hätte die Kulisse zu einem phantastischen Traum sein können. Aber es war Wirklichkeit!

In dem gigantischen Netz aus glimmendem Licht hingen Menschen und Gegenstände. Dieses Tal war wie ein Loch, wie eine Falle. Autos und Schiffe hingen darin, ein Ozeanriese, ein Atom-U-Boot, und vor allem zahllose Menschen. Wie Kinderspielzeuge hingen Menschen und Gegenstände in den Maschen, als hätte ein Riese sie dorthin gehängt, um sie bei Bedarf wieder zu gebrauchen.

Wie Puppen wirkten die Menschen.

Er selbst hatte in diesem Netz gehangen, ganz oben, am äußersten Rand.

Wie lange war das her?

Ein Jahr? Zwei? Nur ein paar Wochen oder Monate?

Und wie lange vor allen Dingen war er Gefangener dieses unheimlichen Netzes gewesen?

Die Erinnerung daran war ausgelöscht, obwohl sich manchmal aus der Dunkelheit seines Bewußtseins ein Gedanke nach oben drängte.

Er war als einer der wenigen wieder frei geworden – und er war vor allen Dingen einer der wenigen, die sich an ihren Aufenthalt in diesem parallelen Universum erinnern konnten.

Das gefährdete ihn.

Nun hatten sie ihn zurückgeholt. Mit List und Tücke. Sie scheuten keine Mittel, sie kannten keine Skrupel.

Die Mächte des Bösen führten Schlimmes im Sinn. Und Czernin hatte nicht mal offen darüber reden können, aus Angst, ausgelacht zu werden oder in einer Irrenanstalt zu landen. Die Menschen der Gegenwart waren nicht reif. Sie mußten erst einen umfassenden geistigen Prozeß durchmachen, ehe ihnen klar wurde, daß es mehr Dinge gab, als das, was man wiegen, messen oder anfassen konnte.

Bisher war Rudi Czernin reiner Theoretiker gewesen, aber nun hatte er die Gewißheit.

Überall gab es Leben. Schreckliches Leben, das den Gesetzen der Hölle und der Finsternis gehorchte und dessen Existenz in den alten Legenden und Sagen festgehalten worden war. Die alten Geschichten von Zauberern und Magiern, von Dämonen und kühnen Helden. Sie gingen auf eine ferne Wirklichkeit zurück, von der heutiger Menschengeist nichts mehr ahnte, nichts mehr wußte oder wissen wollte. Diese Dinge verbannte man gern in das Reich der Märchen.

Doch in diesen Märchen steckte oft ein wahrer Kern.

Plötzlich ein anderer Gedanke. Dieser seltsame Druck, den er die ganze Zeit spürte, wich mehr und mehr.

Die Erinnerung half nach.

Damals, als er freikam… er hatte es nicht aus eigener Kraft geschafft. Da war etwas gewesen, das… aber was? Wieder tauchte der Gedanke unter in sein Unterbewußtsein, klebte dort fest und war fühlbar, ließ sich aber nicht mehr erfassen.

Dafür registrierte sein Bewußtsein ein anderes Gefühl. Etwas war in seiner Nähe.

Zwei Wesen!

Menschen?

Czernin wandte den Kopf. Der eine war schwarz gekleidet, hatte finstere Gesichtszüge und tiefliegende, dunkle Augen. Czernin brachte diesen Mann mit einer Person in Verbindung, die er erst kürzlich gesehen hatte. Ein Boot spielte dabei eine Rolle. Mit diesem Mann war er im Boot gewesen. Noch jemand begleitete sie. Karla Teffler!

»Karla?« fragte er beunruhigt.

Ein leises, unangenehmes Lachen drang an seine Ohren. Das Geräusch kam aus dem schlauchartigen Maul des Dämons Kopah, der gemeinsam mit dem Schwarzen Priester in das parallel liegende Universum eingedrungen war, um Czernin, der kaum noch Spuren von Benommenheit zeigte, jetzt zu betreuen.

»Ich war Karla«, sagte Kopah belustigt. »Es hat mir Spaß gemacht, mich so zu zeigen. Willst du noch etwas sehen?«

Kopah wartete erst gar keine Antwort ab. Vor den Augen des Österreichers veränderte das unheimlich aussehende Höllengeschöpf sein Aussehen. Es war, als ob giftgrüner Nebel sich verforme und Gestalt annehme. Aus bizarren, unregelmäßigen Umrissen entstand ein neues Wesen.

Rudi Czernin schluckte. Er glaubte, in einen Spiegel zu sehen und starrte sich selbst an. Er stand sich selbst gegenüber!

Kopah lachte. Czernin sah sich selbst den Mund öffnen. Die Zähne, die sich entblößten, stimmten aber nicht mit den seinen überein. Ein dunkelrotes Vampirgebiß wurde sichtbar. Häßlich grinste es ihn an. Wütend warf Czernin sich nach vorn und stieß die Hand in die dämonische Erscheinung. Dämon Kopah zerfloß im gleichen Augenblick nach allen Seiten, und es schien, als wäre ein Windstoß in ein lose zusammengesetztes Puzzle gefahren. Oben schwebte der Kopf, links und rechts, vom Rumpf gelöst, die Arme. Die Beine schwankten hin und her, als würden sie an dünnen Fäden gezogen.

Selbst der Rumpf zerteilte sich. Eckige, unregelmäßig geformte Brocken geisterten vor ihm auf und nieder, und Rudi Czernins Faust stieß ins Leere.

»Du warst schon mal hier«, sagte da Yron, der Schwarze Priester. »Du hast uns einen großen Gefallen getan, als es dir gelang, durch den Zeitspalt zu entkommen. Durch dein Verhalten, durch deine Reden – und durch unsere geschickte Handhabung der Dinge wurdest du uns zu einer großen Hilfe. Dafür möchten wir uns bei dir bedanken.«

»Ihr werdet mich wieder freilassen?« Czernin wußte selbst nicht, wie er dazu kam, diese Frage auszusprechen. Sie sprudelte einfach über seine Lippen.

Sie lachten beide. Kopah, noch in Czerninsche Einzelteile aufgelöst, lachte so stark, daß alle in der orangefarbenen Luft umherschwebenden Stücke vibrierten und aus jedem einzelnen Teil ein dröhnendes Echo zu erfolgen schien.

Und noch während er lachte, nahm er wieder seine ursprüngliche Form an, und die Nebelteile flossen zusammen, verschmolzen ineinander und zeigten das ungeheuerliche Höllenwesen in seiner ganzen Schrecklichkeit.

»Freilassen, ja«, fuhr Yron fort. Sein finsteres Gesicht zeigte einen mephistohaften Ausdruck, und in seinen bösen Augen flackerte ein wildes Licht. »Nicht mehr im Netz der Zeitstarre gefangen sein. Das hast du dir doch immer gewünscht. Wir geben dir die Freiheit. Du kannst dich hier bewegen, du kannst gehen, wohin du willst – nur eines wirst du nicht können: je wieder in deine Heimat zurückkehren. Ein Nachhausegehen gibt es nicht mehr für dich!«

Sie wichen von ihm zurück und wirkten wie Traumbilder.

Er konnte sich drehen und wenden, wie er wollte, die Starre, wie er sie damals kennengelernt hatte, trat nicht wieder auf. Er war auch nicht im Netz, das da vorn, ganz dicht vor ihm, im Tal hing und Menschen und Gegenstände aus der Welt, aus der er kam, festhielt.

Czernin wandte sich um. Vor ihm dehnte sich eine endlose Wüste. Die Luft stand. Kein Laut… ewige Gleichmäßigkeit, unendliche Monotonie.

In der Ferne schimmerten die Umrisse eines spitzen, violetten Berges, der den ganzen Horizont einnahm. Davor dünne, blauviolette Schatten, die wie Stäbe in den orangefarbenen Himmel ragten und in etwas verdickten, kugelförmigen Auswüchsen endeten. Aus dieser Entfernung konnte er nicht erkennen, was es war. Er stellte fest, daß es hier etwas gab, was er noch nie wahrgenommen hatte. Sein Wahrnehmungsvermögen war nach seinem unfreiwilligem Aufenthalt seinerzeit nur auf das Tal selbst und die Gefangenen beschränkt gewesen.

Wie von einem Magnet angezogen, wollte er in das Tal mit dem Zeitnetz gehen, aber es gelang ihm nicht. Diese Richtung war ihm versperrt. Sie wollten ihn in die Wüste schicken? Was bezweckten sie damit?

Er ging. Schritt für Schritt.

»Du wirst bald Gesellschaft bekommen«, sagte der Dämon höhnisch. »Und du wirst das wahre Totenmaar kennenlernen. Wir wollen nur deine Neugierde befriedigen.«

Die Stimme verhallte wie ein Echo, und die beiden Gestalten lösten sich auf wie ein Spuk.

Czernin war wieder mal allein.

Angst, Verzweiflung, Ratlosigkeit und Hoffnungslosigkeit hielten

sich die Waage. Aber da war noch etwas anderes: Neugierde! Sie trieb ihn voran.

Er verließ die Schwelle zum Tal und stapfte durch den Sand. Der Boden war weich, und Czernin sank oft ein bis zu den Knöcheln.

Die Luft war trocken. Das Gefühl, daß seine Widersacher etwas ganz Bestimmtes mit ihm vorhatten, wurde sehr stark in ihm.

Sie hatten gelogen. Frei? Er konnte nur nach einer Richtung gehen. Immer geradeaus, direkt auf die seltsamen Pfähle zu, die wie starre, glatte Arme in den wolkenlosen, fremdartigen Himmel ragten.

Czernin war alles egal.

Es interessierte ihn schon nicht mehr, wie er starb. Ob er in dieser trockenen Wüste umkam, ob ein Sandsturm ihm den Erstickungstod brachte, ob er in einer verborgenen Falle versank – das alles war ihm gleichgültig. Die Gewißheit, daß er einfach nicht mehr davonkam, war so stark, daß er sich keinen Illusionen hingab.

Schritt für Schritt – Meter für Meter legte er zurück. Weich und heiß war der Sand.

Er näherte sich den seltsamen langen Pfählen und kniff die Augen zusammen.

Sein Atem stockte, als er die runden Aufsätze besser erkannte. Das waren Totenschädel!

Einige waren noch frisch, als wäre erst vor wenigen Augenblicken das Fleisch von ihnen abgefallen, weiß und blank. Andere schienen schon uralt zu sein, waren blau-grau bis violett, und dichtes Spinngewebe klebte zwischen den leeren Augenhöhlen, unterhalb des Kinns und spannte sich bis an die Pfähle hinunter.

Czernin taumelte auf den nächsten Pfahl zu, klammerte sich an das harte, trockene Holz und starrte auf den gewaltigen Schädel, der alle Spuren der Vergänglichkeit zeigte.

Menschenschädel! Mit dem Totenmaar hatte es doch mehr auf sich, als er immer dachte. Hier existierte mehr als nur das Zeitnetz, in dem jegliche Bewegung erstarrte, mehr als die Unglücklichen, die dort gefangengehalten wurden.

Diese Pfähle mit den Totenköpfen waren ein Zeichen dafür, daß hier noch mehr vorging, etwas, wofür man ihn auserwählt hatte, um…

Abrupt brachen seine Gedanken ab.

Die Hand war plötzlich da.

Groß und breitflächig, als ob ein Riese nach ihm greife.

Es ging alles so schnell, und es war alles so unverständlich, daß er gar nicht mehr dazu kam, seine Gedanken zu ordnen.

Der Boden unter seinen Füßen gab nach, und blitzschnell wurde er in die Tiefe gerissen.

Czernin schrie noch gellend auf, aber es wurde ihm nicht mehr bewußt, daß dieser Schrei sich nicht in der glühenden Wüste

ausbreiten konnte, da die riesige Hand ihm den Mund zuhielt…

*

»Achtung!«

Rani Mahay warf ruckartig den Kopf herum, als Björn rief.

Noch ehe der Mann aus Bhutan begriff, was eigentlich los war, hatte Björn eine Warnung erhalten und brüllte sein Achtung heraus.

Al Nafuur warnte!

Hellmark aber kam nicht mehr dazu, sich Gedanken darüber zu machen, wieso der geheimnisvolle unsichtbare Freund so widersprüchlich handelte und reagierte. Erst zeigte er ihm den Weg – und dann warnte er ihn mit einem wilden Aufschrei vor den Konsequenzen.

Die See brodelte und warf Blasen. Das Motorboot füllte sich rasend schnell mit Wasser, noch ehe ein Atemzug vergangen war.

Instinktiv wollte Björn noch springen. Da packte ihn schon der Sog.

Das Boot gurgelte in die Tiefe, der Motor knatterte, Wasser schäumte um die Flügelschraube.

Hellmark und Mahay, zwei ausgezeichnete Schwimmer, schafften es nicht, sich aus dem Mahlstrom zu befreien.

Sie schluckten Wasser. In ihren Hirnen entstand eine schwarze Leere, als würde ein sternenloses Universum auf sie herabstürzen.

Dann herrschte Stille, bis es kicherte.

»Geschafft!« Das war die Stimme Al Nafuurs. Björn hatte ihn noch nie so frohlocken hören. Der zynische Unterton in seinem Bewußtsein war unüberhörbar. »Jetzt sind sie erledigt! Beide!«

Es schien, als ob eine Riesenfaust ihn durch die Luft schleudere. Da war kein Wasser mehr, sondern heiße und trockene Luft.

Die eben noch empfundene Leere verschwand. Eindrücke schlichen in sein Bewußtsein, und er schien die Bilder nicht nur mit den Augen wahrzunehmen – sondern auch durch seine Poren.

»Rani?« fragte er schwach. Er vermißte die Nähe des Freundes.

Björn lag auf dem Boden und rappelte sich instinktiv sofort auf, um jeder eventuellen Gefahr zu begegnen. Er riß das Schwert des Toten Gottes aus dem Lederbehälter.

Vor ihm breitete sich eine fremdartige Stadt aus.

Nicht mehr der Wörther See, nicht mehr der sonnige, kühle Morgen, der blaßblaue Himmel. Ein labyrinthartiges Gewirr von Gängen und Gassen und prachtvolle Gärten, die auf terrassenförmigen Gebäuden angelegt waren, boten sich seinen Augen.

»Rani?«

Von dem Freund gab es keine Spur…

*

»Geschafft?« echote Yron, und sein hartes Gesicht mit den tiefliegenden Augen wirkte so finster, daß einem Diesseitslebenden Angst und Bange geworden wäre. »Was ist – geschafft? Kannst du ihn sehen?«

Dämon Kopah knurrte wie ein wildes Tier, und die Farbe seines Körpers veränderte sich in ein tiefes Grün, in dem violette Schatten flackerten. Sein schlauchförmiges Maul vergrößerte sich, und die großen runden Augen unter dem Aderngeflecht quollen hervor.

»Nur… einer?« Kopah, ein Dämon der höheren Rangordnung war fassungslos. In seinem höllischen Dasein hatte er stets triumphiert. Nun aber plagten ihn Zweifel und eine gewisse Unruhe. Etwas war schiefgelaufen.

Zwei müßten im Netz der Zeitlosigkeit hängen, aber nur einer war angekommen! Rani Mahay, der Koloß aus Bhutan, der Mann, der ähnlich wie Hellmark das Blut der alten Rasse in seinen Adern spürte, hing im Netz wie eine leblose Nachbildung. Seine Augen starrten wie blind in eine ungewisse Ferne, nahmen die glühende, alles bedeckende Wüste außerhalb dieses rätselhaften Talkessels wahr und registrierten die Gegenstände und vor allen Dingen die Menschen.

Im Augenblick als der unerklärliche Vorgang begann, versuchte er noch, die Dämonenmaske herauszuziehen. Solche Ereignisse waren meist unnatürlichen Vorgangs, und die Kraft jenseitiger Mächte zeigte sich in ihnen.

Mahays rechte Hand steckte noch in der Hosentasche. In dieser Bewegung war er erstarrt, als wäre sein Körper im gleichen Augenblick von ungeheurer Kälte blitzartig tiefgefroren worden.

»Hellmark ist entkommen«, stieß Kopah krächzend hervor. »Was eigentlich nicht sein kann, ist eingetroffen. Es widerspricht all dem, was wir bis jetzt wissen und geleistet haben. Aber wir werden ihn finden. Wir werden ihn zwingen, zu kommen.«

Die großen, an mit Adern durchzogene Billardkugeln erinnernden Augen blickten auf Yron, den Schwarzen Priester, der mehr als tausend Jahre alt war. »Zwingen?« Yron lachte bitter. Seine Lippen bildeten einen schmalen, harten Strich in seinem kantigen Gesicht. »Björn Hellmark läßt sich nicht zwingen!«

»Abwarten!« Kopahs Billardaugen drehten sich in dem Aderngeflecht, und sein spitzer Schädel ragte steil aus seinem plumpen Körper hervor. »Mahay wird unser Köder sein. Björn Hellmark muß erfahren, in welcher Lage sein Freund ist, dann wird er kommen, um ihn und die anderen zu befreien.«

»Und wie willst du das machen? Du hast zu früh triumphiert, Kopah. Mit Al Nafuurs Stimme hast du gesprochen. Da hat er erkannt,

daß dies alles nur ein Spiel war, ein Spiel, das wir noch nicht gewonnen haben.«

»Wir werden es gewinnen! Hellmark wird niemals zulassen, daß Rani Mahay ein Haar gekrümmt wird.«

»Laß' dir etwas einfallen! In deinem eigenen Interesse.« Die Stimme des Schwarzen Priesters klang hart. Kopah erschauerte. Auch ein Dämon konnte Furcht empfinden, der auf Gedeih und Verderb unter der Herrschaft eines Mannes stand, der sein ewiges Leben einem Pakt mit der Hölle verdankte.

Kopah war nur ein Diener von vielen. Er steckte voller Ehrgeiz. Wenn er versagte, dann war er verloren. Das Reich der Daiss, das sie unterworfen hatten, würde ihm dann nie gehören. Ein Aufstieg war ausgeschlossen. Er würde zurückgestoßen werden in die Reihen der niedersten Dämonen.

Das durfte auf keinen Fall geschehen.

Zuerst aber mußte er eines wissen: was war aus Hellmark, dem Feind aller Dämonen und größten Widersacher der Kaste der Schwarzen Priester, geworden?

Kopah machte sich sofort auf den Weg.

Er glitt durch den unsichtbaren Spalt, der die beiden parallel nebeneinander liegenden Universen geöffnet hatte, und unsichtbar schwebte er über dem Wörther See. Noch immer verursachten Polizeiboote die größte Aufregung. Unter den Augen der Suchmannschaften war es zu einem Ereignis gekommen, das keiner begriff und das in allen Einzelheiten doch dem glich, was sich in der letzten Nacht abspielte.

Vor aller Augen war das Motorboot in die Tiefe gerissen worden.

Die Mannschaften versammelten sich an Ort und Stelle, die Froschmänner tauchten erneut und kehrten ohne Ergebnis an die Oberfläche zurück.

Niemand wußte eine Erklärung. Es gab keine, zumindest keine natürliche. Aber gerade die suchte man…

*

Verdammt! dachte er. Da hängt man wie eine Fliege im Spinnennetz und kann keinen Finger mehr krumm machen.

Rani Mahay, der inzwischen Erfahrung im Umgang mit Dämonen gewonnen hatte, fluchte kräftig in sich hinein. Zu einer lautstarken Äußerung war er nicht imstande.

Blitzschnell erfaßte er seine Umgebung und seine Situation.

Was konnte er tun?

Er erkannte die anderen. Wie viele Menschen waren irgendwann mal oder in naher Vergangenheit wie er in die gleiche Lage geraten?

Unter all den starren Gestalten, die lebten und doch nicht lebten, suchte er vergebens nach Björn Hellmark. Der war nicht darunter.

Er wollte die Augen schließen. Das ging nicht. Da konzentrierte er sich so, wie es eben ging.

Er hatte gelernt, den Willen wilder Raubkatzen zu bezwingen. Noch nie hatte er versucht, seinen Willen anderen Menschen aufzuzwingen. Aber Not machte erfinderisch. Vielleicht lag darin seine Chance.

Diese Menschen waren antriebslos. Das war er nicht. Er konnte denken. Das war alles. Das war schon viel.

Er konzentrierte sich auf den Geist der jungen Frau, nach der er hätte greifen können, wäre es ihm gelungen, seinen Arm nach ihr auszustrecken.

Er war kein Telepath und konnte keine anderen Gedanken lesen. Es war die Kraft reinen Geistes und reinen Willens, die er aufbringen mußte.

Er wußte nichts über die Person neben sich, diese junge, schlanke Frau. Bei ihr handelte es sich um niemand anders als um Marina Sermath.

Rani nahm sie von der Seite her wahr und sah den ganzen linken Arm, konzentrierte sich zunächst jedoch nur auf einen einzigen Finger. Er wollte die Probe aufs Exempel machen und sehen, inwieweit er dazu imstande war, einen freien menschlichen Geist unter Kontrolle zu bringen.

Sie sind ganz frei, ganz entspannt, dachte er intensiv und schaltete alle anderen Einflüsse aus. Sie konzentrieren sich wie ich auf ihre linke Hand. Sie sehen Ihre Finger… nur sie… sie sind ganz ruhig, Ihr Herz schlägt ruhig, Sie lassen sich durch nichts sonst ablenken… sehen Sie Ihren Zeigefinger an, nur ihn…

Zwei Sekunden lang war er nicht bei der Sache. Rani dachte an Pepe. Der vierzehnjährige Junge hätte jetzt hiersein müssen. Die parapsychischen Fähigkeiten des kleinen Stiefsohnes von Björn Hellmark hätten sich jetzt vielleicht ausgezahlt. Pepe konnte einiges in Bewegung bringen, was starr und fest war. Dieses geheimnisvolle, wie aus Lichtstrahlen gewobene Netz hätte er möglicherweise mit einem einzigen Gedanken gesprengt.

Aber sie konnten nicht immer zusammen sein, die Umstände waren meistens dagegen. Gemeinsam waren sie fast unschlagbar. Und hier glaubte Mahay auch zu erkennen, daß er und Hellmark absichtlich voneinander getrennt worden waren. Aber hier irrte der Koloß von Bhutan.

Nicht ablenken, keine anderen Gedanken, redete er sich ein. Du darfst dich nur auf den Finger konzentrieren.

Würde die junge Frau auf die zwingenden Gedanken reagieren?

Oder verpuffte sein Versuch?

Beugen Sie diesen Finger leicht an… ganz leicht… Sie werden sich nicht dabei anstrengen… Sie können es, Sie können es ganz gewiß! Sein Hirn fieberte, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck äußerster Konzentration.

Jetzt… jetzt, er sah nur diesen einen Finger. Hier in dieser Zeitfalle hatten die Widersacher nur die Kontrolle über Muskeln und Sehnen erlangt, nicht aber über den Geist. Und den wollte er sich zunutze machen.

Da beugte Marina Sermath den Zeigefinger!

Langsam, aber gleichmäßig. Sie war der erste Mensch, der mit Hilfe der Willenskraft eines Dritten den rätselhaften Bann abstreifte, der vom Zeitnetz der Dämonen ausging.

Ein kleiner Fortschritt?

Mahay verdoppelte seine Anstrengungen. Man sah förmlich, wie es hinter der Stirn des sympathischen, glatzköpfigen Mannes arbeitet.

Wenn er Marina Sermath wie ein Medium dazu bringen könnte, die Hand nach ihm auszustrecken, damit sie ihm die Dämonenmaske aufsetzte, dann würde möglicherweise hier im Totenmaar einiges in Bewegung geraten.

Er konzentrierte sich auf die Hand des jungen Mädchens, versuchte Eingang in ihren Willen zu bekommen und ihn zu übernehmen…

*

Eine fremde Stadt?

Davon hatte Al Nafuur keinen Ton gesagt. Auch Rudi Czernin hatte nie etwas erwähnt.

Langsam setzte Björn einen Fuß vor den anderen. Die breite Straße führte mitten zwischen die zyklopenhaften Türme, die sich nach oben verjüngten und entfernte Ähnlichkeit mit Minaretts hatten.

Der Himmel glomm in einem düsteren Violett, in dem sich orangefarbene Wolken spiegelten, die fern vom Horizont heranglitten.

Dieser seltsam glühende Himmel, die harten Schatten und das Alter der Häuser und Türme schufen das Bild einer tristen und vergänglichen Stimmung.

Das Leben fehlte.

Dennoch umklammerte Björn mit harter Hand das Schwert des Toten Gottes und fühlte die Nähe unsichtbarer Wesen.

Er wurde beobachtet. Aber niemand tat ihm etwas zuleide, es erfolgte kein Angriff.

Warum war er allein, abgesondert von seinem Begleiter, hierher gekommen?

Er blickte sich um.

So etwas wie Vertrautheit erfüllte ihn. Diese Gassen, die endlosen Gärten mit den geheimnisvollen Blüten, die einen betäubenden Duft verströmten – das alles war ihm nicht fremd.

Das kannte er doch!

Er ging zum Ende der Gasse und breite, terrassenartige Stufen führten zu einem der hochgelegenen Gärten. Riesige Bäume mit ausladenden Wipfeln, dunkelviolettes Laub, in dem sich goldene Reflexe spiegelten, spannte sich zwischen ihm und dem Himmel.

Björn beschleunigte seinen Schritt. Er hatte es plötzlich eilig, die schmalen, gewundenen Stufen emporzuklimmen. Rankengewächse, kopfgroße Blüten sah er, streckte seinen Kopf in einen Kelch, atmete tief den verführerischen, berauschenden Duft und fühlte sich beschwingt wie auf Flügeln.

Brennende Leidenschaft erfüllte sein Herz und seine Sinne. Im Gemach der Liebe wurde er erwartet.

Er war nicht Björn Hellmark, er erinnerte sich auch nicht daran, jemals Macabros gewesen zu sein.

Als er seinen Fuß auf die erste Treppe setzte, schien die Erinnerung an das schwere Leben eines Björn Hellmark auf der Erde des 20. Jahrhunderts vergessen, schien es wie ein Traum zu sein, an den man sich nur ungern und bruchstückhaft erinnert.

Er war Kaphoon, und dort oben wartete seine geliebte Bailea auf ihn…

*

Er zählte die Stufen nicht. Es waren genau zweihundertsieben. Die heilige Zahl der Liebe.

Schmale, geschnitzte Säulen, dicht an dicht stehend, wiederum genau zweihundertsieben, säumten einen Raum, dem etwas von einem Tempel anhaftete.

Verborgenes, warmes Licht strömte aus dem Blattwerk des Gigantenbaumes, der das Dach bildete. Das Gefühl großer Zufriedenheit und Glückseligkeit erfüllte ihn.

Sein Blick fiel auf den breiten Diwan. Schwere Samtvorhänge flankierten das für eine Königin bereitete Lager.

Bailea, die Prinzessin der Daiss, lag dort wie eine Offenbarung, von einem weißen Gewand eingehüllt, das die Farbe und Reinheit ihrer Haut durchschimmern ließ.

Lang und schwarz fiel das Haar auf ihre bloßen Schultern, das wie aus Elfenbein geschnitzte Gesicht war ihm zugewandt, und ein verheißungsvolles Lächeln umspielte die schimmernden, kußbereiten Lippen.

»Bailea!« Schon der Name klang nach Geheimnis und Verführung.

»Kaphoon!« Ihre Stimme war wie ein Hauch.

Der großgewachsene Mann mit den breiten Schultern und den schmalen Hüften eilte auf sie zu. Wie ein Krieger, der von der Schlacht heimkehrt, betrat er das Schlafgemach der Geliebten.

Sein Hemd war zerrissen und durchnäßt, ebenso seine Hose.

Die Wände des Gemachs waren ausgekleidet mit den kostbarsten Stoffen, die es gab, und mit Diamantenstaub waren feinste Bilderszenen eingestickt, die in sämtlichen Farben funkelten, ohne daß das Ganze überladen und auffällig wirkte.

Die Rückwand des Lagers bestand aus kostbarer Seide, die funkelte wie Brillanten, und darauf war in natürlicher Größe ein Vogel abgebildet. Der eckige Kopf dieses Flugriesen war nicht besonders schön. Sieben Augen waren das auffallendste Merkmal. Diese sieben Augen waren dunkelrot wie Rubine und schienen jede Bewegung in diesem Raum zu beobachten.

Es war der Schwarze Manja, der geheimnisvolle heilige Vogel Xantilons, den er hier in dieser rätselhaften, verlassenen Stadt wiederfand – und der ihm in diesen Sekunden nicht das bedeutete, was er ihm als Björn Hellmark auf der anderen Seite der Welt bedeutet hätte.

*

Bailea öffnete ihre Arme.

Es bedurfte nicht vieler Worte.

Kaphoon ließ das Schwert fallen, kniete vor der Geliebten nieder, küßte ihre zart duftenden Hände, ihre Brüste, die das Gewand kaum verhüllte, und ihr Gesicht. Ihre schlanken Arme preßten ihn fest an sich. Er spürte das Schlagen ihres Herzens.

Er blickte zu ihr auf. Das samtene Braun ihrer Haut erinnerte ihn an jemand, den er kannte, aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit, in der er Björn Hellmark hieß. Aber die Begegnung mit jener Frau in seinem Leben als Hellmark war nur eine Episode – wie ein Traum.

Fern und vergessen… Jetzt zählte die Gegenwart!

Er zog sein Hemd aus und schlüpfte aus seiner Hose. Frische Kleidung lag für ihn bereit. Zartbestickte Gewänder.

Wie auf ein stilles Kommando hin öffnete sich an der Seite ein Vorhang. Zwei braunhäutige Gestalten, kraftvoll und muskulös, brachten die Schale mit einer duftenden Reinigungsflüssigkeit. Sie wuschen ihn von Kopf bis Fuß, Kaphoon bedankte sich mit leichtem Kopfnicken.

Die Geliebte hielt die frische Kleidung für ihn parat. Er schlüpfte in das seidige Gewand, das aussah wie schwerer chinesischer Brokat, aber sich so leicht trug wie eine Feder auf dem Hut.

Sie waren allein. Unendliche Stille breitete sich aus. Keiner sagte ein Wort, als sie das Liebesspiel begannen.

Das Licht wurde schummrig, das Gold der Blätter über ihnen sanft und warm, als verlöre es langsam an Kraft.

In der Dämmerung, für die Liebenden geschaffen, breitete sich der Frieden aus, der jedoch trog.

Kaphoon wußte das. Bailea wußte das. Sie versuchten zu vergessen. Es waren schwere Zeiten.

»Es gibt keine Rettung mehr für uns, nicht wahr?« Ihre Stimme klang belegt und ängstlich, in den dunklen Augen zeigte sich Trauer.

»Noch ist nichts verloren.« Kaphoon lag neben ihr und schmiegte sich eng an sie. Ihre Hände hielten seine Arme umschlungen, als fühlte sie die Abschiedsstunde und er komme niemals wieder.

»Sie sind ganz nahe, ich weiß es.«

»Ja, das sind sie. Aber sie werden nicht bis in die Stadt vordringen. Molochos und seine Geisterreiter werden diese Hürde nicht nehmen.«

»In der Stadt gibt es nichts mehr zu holen. Die Frauen sind geflüchtet, die Männer kämpfen wie die Helden um jeden Fußbreit Boden. Meine beiden Diener – und ich – sind die einzigen, die in Atamia zurückgeblieben sind.«

»Hinter diesen Mauern seid ihr sicher.«

»Die Götter haben uns verlassen, ich glaube es nicht«, sagte sie schmerzerfüllt, und ihre Augen schimmerten feucht. »Die Dämonen gewinnen die Oberhand. Das Bild des Schwarzen Manja vermag Trost zu schenken, aber der Vogel selbst hat den Tempel verlassen. Dämonenreiter haben ihn gejagt – und sie haben ihn getötet. Ich habe es gesehen.«

Er zuckte zusammen. Diese Nachricht schlug ein wie eine Bombe.

Kaphoons Miene war wie aus Stein gemeißelt. »Das ist unmöglich!« entfuhr es ihm.

»Nein. Molochos ist nichts mehr unmöglich. Er greift nach den Sternen – und die Sterne gehören ihm. Er greift nach Atamia, und Atamia fällt. Wenn die goldenen Blätter violette Schatten werfen – wird Atamia nicht mehr sein. Mein Volk wird es nicht mehr geben. Die endlose Wüste wird sich dort ausbreiten, wo einst Atamia stand, und die Köpfe meiner Untertanen werden die langen Pflöcke zieren, die sie in den Boden stoßen werden.«

»Du träumst. Bailea«, flüsterte er. »Wach' auf!«

»Ich habe den Trank der Siaris genossen.«

»Du hättest es nicht tun sollen. Deine Sinne sind verwirrt.«

»Nein! Im Gegenteil! Nie zuvor habe ich klarer gesehen.«

Sie blickte ihn an. Unendlichen Schmerz las er in ihren Augen, und ihm war, als fehle etwas in seiner Erinnerung.

Auch dieses Gesicht vor ihm hätte ihn eigentlich an jemand

erinnern müssen.

Diese Ähnlichkeit!

Aber sie fiel ihm nicht auf.

Carminia Brado hätte die Frau sein können, vor der er in diesen Sekunden kniete.

*

Bailea deutete auf das goldschimmernde Tischchen. Zwei handgeschliffene Gläser mit blaßroter Flüssigkeit standen dort. Das eine war halb geleert, bei dem anderen reichte der Flüssigkeitsspiegel bis fingerbreit unter den Rand.

»Es ist nicht gut, Siaris zu trinken«, sagte er traurig.

»Wenn eine Königin es entscheidet ist es richtig. Es war der rechte Augenblick. Auch du solltest nicht säumen, ihn zu trinken, auf daß dein Blick sich kläre für das, was du tun mußt.«

Sie reichte ihm das Glas, und er blickte in die glitzernde Flüssigkeit. Die Oberfläche schillerte in sämtlichen Regenbogenfarben. Der Trank der Siaris wurde aus den Blütenpollen einer seltenen Blume bereitet, die nur in einer einzigen Nacht, von der man sagte, daß es die violettste sei, die die Welt der Daiss hervorbringe, erblühte. Der Trank der Siaris war eine hochgiftige Flüssigkeit, zur falschen Zeit genommen, eine berauschende Droge, ebenfalls zur falschen Zeit genommen, weitete aber den Geist, wenn man den richtigen Zeitpunkt abwartete.

Für Bailea war dieser Zeitpunkt gekommen, denn das blühende Reich war dem Untergang geweiht. Dämonen wären in dieses parallele Universum eingefallen, um es zu unterwerfen.

Kaphoon nahm einen Schluck.

Die Erinnerung stieg in ihm auf wie eine zuckende Flamme, die langsam aber beständig an Kraft gewann.

Er war gekommen, um seine Hilfe anzubieten. In Xantilon hatte er vernommen, daß die Welt der Daiss sich verzweifelt gegen den Ansturm des Bösen wehrte, das in Xantilon unter der zunehmenden Macht der Schwarzen Priester entstanden und nicht mehr zurückzudrängen war.

Kaphoon, Sohn des Toten Gottes, sah sich in der schillernden Flüssigkeit, von der er nicht mehr den Blick wenden konnte, tausendmal verkleinert wie in einem Spiegel. Er kniete vor dem Altar der Götter, und das Gewand der Weisheit lag um seine Schultern. Der Tempel war leer. An den Wänden zeigten sich die verkleinerten Abbilder tausender von Vögel mit kantigen Köpfen und rotglühenden Augen. Schwarze Manjas! Sie waren von besonderer Bedeutung im Leben der Menschen aus Xantilon. Aber der Heilige Vogel, durch

dessen Augen Zukunft und Vergangenheit gleichermaßen wahrnehmbar waren, hatte den Tempel verlassen. Er rief ihn zurück. Doch der Manja kam nicht.

Kaphoon nahm einen weiteren Schluck, hob den Blick und begegnete dem aus den dunklen Augen seiner geliebten Bailea. Ihre Pupillen wurden zu einem winzigen Loch, in das er in ein gigantisches, feuriges und verwirrendes Universum zu blicken glaubte.

Menschen und Welten zogen an ihm vorüber. Raum und Zeit waren aufgelöst. Er sah fremdartige Wesen und wußte nichts mit ihnen anzufangen.

Er erkannte, daß es mehr als eine Existenz gab. Bewußt registrierte er in diesen Sekunden sein Dasein als Kaphoon – wußte aber gleichzeitig auch um seine Existenz als Björn Hellmark.

Die Gegenwart aus der er kam, hatte nichts zu tun mit der Gegenwart, die er hier erlebte. Das hier war ein anderer Raum, eine andere Zeit. Er hatte den Körper Hellmarks, aber er fühlte als Kaphoon. Als Kaphoon liebte und begehrte er Bailea, die Königin der Daiss. Mehr als einmal war er schon hiergewesen. Viele herrliche Stunden in diesem geheimnisvollen Tempel hatten sie miteinander verlebt. Aber das alles lag schon lange zurück.

Er hatte schon mal gelebt!

Aber nicht nur dieses eine Leben kam ihm in Erinnerung – die Ahnung, daß weitere in ferner und fernster Vergangenheit hinter ihm lagen, kam ihm. Aber an diesen Gedanken kettete er sich nicht.

Eines erfüllte ihn mit Gewißheit: er hatte im Tempel der Weisheit das dunkle Tor passiert, von dem aus er in die Welt der Daiss kommen konnte. Dieses Tor war nur wenigen Eingeweihten bekannt. Er kam von einem Kampf zurück.

In ferner Vergangenheit war es bereits zu einer ersten Auseinandersetzung zwischen der friedliebenden Welt der Daiss und den Dämonenscharen Molochos' gekommen.

In diesen Kampf hatte Kaphoon mit seinen Kriegern eingegriffen.

Er nahm einen dritten Schluck. Die Bilder vor seinem inneren Augen wurden klarer, die Gedanken freier. Er glaubte, daß der Geist sich von seinem Körper trenne.

Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen ineinander und wurden eins. Was damals geschehen war, wiederholte sich in seinem Leben als Hellmark.

Damals hatte er – Seite an Seite mit den Getreuen aus Xantilon – in der Wüstenstadt Atamia gekämpft und gesiegt. Die Dämonen, durch einen Spalt in dieses Universum eingedrungen, konnten mit den Zeichen der Heiligkeit des Schwarzen Manja und den zauberkräftigen Amuletten der Priester der Weißen Kaste zurückgedrängt werden. Aber es war auch Blut geflossen. Viele Dämonen hatten die

menschliche Gestalt angenommen und forderten die Krieger Xantilons zum Kampf.

Das alles wurde ihm klar, und er wußte, daß diese vergangenen Bilder, die er so deutlich sah wie Bailea, die Geliebte, von allergrößter Bedeutung für ihn waren.

Er reichte ihr den halb ausgetrunkenen Becher zurück. Die Sitte wollte es, daß man den Trank der Siaris nie zur Neige kostete. Es sei denn, man fühlte sein Ende und wollte der Wahrheit letzten Schluß wissen.

Die herrliche Bailea blickte ihn aus großen, tränenfeuchten Augen an.

»Du wirst wieder gehen, ich weiß es.« Ihre Stimme klang traurig.

»Ja, aber ich komme wieder.«

»Nein. Nicht so bald.«

»Ich muß mir Gewißheit verschaffen, ob die Stadt wirklich leer ist«, murmelte er, aber er war mit seinen Gedanken woanders. Er sah sich als Hellmark, wie er mit Rani Mahay, dem treuen Freund, im Wörther See versank. Die glitzernden Punkte, das feurige Universum in Baileas Augen wurde zu lebendigen Bildern, die wie ein Film abliefen.

Er sah das Totenmaar. Die langen Pfähle, die aus dem orangefarbenen Wüstenboden ragten, die ausgetrockneten Köpfe der tapferen Krieger darauf, die von den Dämonen dahin gemordet worden waren.

Die Wüste war übersät von diesen Pfählen mit den unheimlichen Aufsätzen. Die Daiss waren eine große Rasse, denen es gelungen war, ihren Körper und die sie umgebende Materie geistig zu beherrschen.

Ihre gefährdete Stadt und die heiligen Stätten hatten sie einfach verschwinden lassen. Atamia, 'die Schöne', wie sie in der Sprache der Daiss hieß, stand nicht mehr in der Wüste, sondern in deren Tiefe. Durch Geisteskraft waren die Atome der Gesteine an einem anderen Ort wieder zusammengefügt worden, waren die hochgelegenen Gärten neu erstanden, war sogar ein Teil der Atmosphäre mit in jene unbekannte Tiefe mitgenommen worden, die sich den Blicken und dem Einfluß der Dämonen entzog.

Die Welt der Daiss war nicht verloren. Aber was nützte diese Welt, wenn sie nicht mehr von ihren Bewohnern genutzt wurde?

Die Stadt mußte wieder nach 'oben' kommen und heraus aus der Isolierung. Und die Daiss, welche bisher ihr Leben gelassen, konnten noch mal zurückkehren. Nicht umsonst sagte ein Sprichwort: »Jeder Daiss hat zwei Leben, man muß es nur wissen.«

Die Dämonen wußten es, und sie hatten ihre Waffe eingesetzt. Und auch Björn Hellmark alias Macabros alias Kaphoon wußte das.

Er griff nach seinem Schwert und betrachtete es. Dieses Schwert

war der Schlüssel in das Universum dieser friedliebenden Rasse, die zum Kampf gezwungen wurde, um den Gegner in das finstere Jenseitsreich zurückzudrängen, aus dem er gekommen war.

Die farbigen, klaren Bilder in den Pupillen der geliebten Bailea konnte er deuten, ohne daß es eines Wortes bedurfte.

Es war, als fände dort eine Explosion statt. Zwei Körper – ein Motorboot flogen auseinander. Der eine Körper – es war der Rani Mahays – flog in die eine Richtung, der andere, es war der Hellmarks, in die andere.

Er sah ein riesiges Netz, von bizarren Bergen umgeben, ein Tal des Grauens, in dem Menschen und Gegenstände aus der dreidimensionalen Welt klebten. Auch Mahay war dort.

Für Hellmark sollte diese Dämonenfalle das Ende bedeuten. Aber die Tatsache, daß das Schwert des Toten Gottes in seinen Händen gewesen war, hatte ihm den Spalt in die andere Zeit geöffnet, da er schon mal – in fernster Vergangenheit – hiergewesen war.

Nun wußte er, was zu tun war. Er hatte damals einen Schwur getan. »Die Daiss sollen von den Mächten des Bösen verschont bleiben.«

Daran mußte er sich halten.

Die Adern an seiner Hand, die das magische Schwert umklammerten, traten hervor.

Wie durch Zauberei hielt Bailea plötzlich den funkelnden Becher mit der zweiten Hälfte des Trankes der Siaris in der Hand.

»Der Wahrheit letzten Dinge«, flüsterte sie. Ein flüchtiges, rätselhaftes Lächeln umspielte ihre schön geschwungenen Lippen.

Björn zuckte zusammen und konnte nicht verhindern, daß sie das Glas blitzschnell zum Mund führte und mit einem einzigen Zug den Inhalt schluckte.

Wie vom Blitz getroffen, stand er vor ihr. »Bailea!« sagte er entsetzt, und seine Stimme hatte keinen Klang. »Warum – warum hast du das getan?«

»Ich will alles wissen, ich fühle, daß ich alles wissen muß. Du kehrst nicht zurück. Nicht in diese Zeit, nicht in diese Welt. Das weiß ich jetzt mit Gewißheit. Die Götter sind gegen uns.«

»Noch ist nichts entschieden, Geliebte.« Er preßte sie an sich und fühlte ihr Herz schlagen. »Ich komme zurück.«

»Nicht zu mir.« Sie antwortete so fest und bestimmt wie eine Seherin, die genau wußte, was die Zukunft brachte. »Und nicht in dieser Welt. Wir werden uns wiedersehen, ja.«

Björn Hellmark, ganz in seiner Rolle als Kaphoon, schüttelte den Kopf. »Du bist verzweifelt. Ich kann dich verstehen. Der Trank, die Ereignisse… das alles ist zuviel für dich. Aber du siehst die Dinge nicht richtig. Daß der Schwarze Manja nicht mehr im Tempel zu

finden ist, bedeutet nicht das Ende. Man kann es als ein Zeichen der Vorsicht, der Mahnung auslegen. Die Götter haben die Daiss und Atamia nicht verlassen, und es ist uns bestimmt, miteinander zu herrschen.«

Sie lächelte gedankenversunken. »Ja, das dachte ich auch. Aber jetzt weiß ich es, Kaphoon. Wir werden uns wieder begegnen. Nicht heute, nicht mehr hier. Nicht in diesem Raum und nicht in dieser Zeit. Ich sehe eine Stadt… viele Menschen, buntes Leben, Musik, fremde, rhythmische Musik… ich sehe ein Meer und einen merkwürdig geformten Berg… er ist hoch und oben rund, er fällt sofort auf…«

Unwillkürlich wurde er an Rio erinnert, aber er war doch in diesen Sekunden zu sehr in seinem Geist und seinem Denken Kaphoon, daß er erst viel später wußte, daß dieser Berg der Zuckerhut war und in Rio de Janeiro in Brasilien stand.

*

Bailea fuhr fort: »Wir machen viele Leben durch, viele Existenzen. Vielleicht waren wir erst Steine? Dann Mikroben? Dann Pflanzen. Blumen oder Bäume? Jetzt bin ich Daiss-Königin. Es wird eine erneute Reinkarnation erfolgen. Wieder – als Daiss-Königin? Ich glaube es nicht.« Sie wandte den Blick und starrte in eine imaginäre Ferne. »Ich sehe einen Park, einen wunderschönen Garten, aber es sind nicht die Gärten Atamias. Ein fremdes Land – eine andere Zeit… ein Schmetterling schwebt durch die Lüfte. Ich bin dieser Schmetterling. Du wirst mich sehen, aber mich nicht erkennen. Ich aber werde dich erkennen und mich auf deine Schulter setzen. Dann wirst du wissen, daß Bailea es ist, die dich liebt, und deren Liebe über Zeiten und Räume hinweg nie erlöschen wird.«

Ihre Stimme war leiser geworden, der Glanz in ihren Augen hatte sich verstärkt, als hätte sie Fieber.

»Du sprichst, als würdest du mich verlieren. Ich sagte dir, ich komme zurück. Ich muß mein Versprechen halten, die Dämonen zurückschlagen und den Tapferen deines Volkes beistehen.«

Sie schien ihn nicht zu hören. »Vielleicht ist es dazu zu spät. Sie sind weit vorgedrungen. Ich fühle das Ende.« Sie blickte sich um, als lauerten in den finsteren Ecken Gegner, die nur darauf warteten, zuzuschlagen. »Die Diener – vielleicht sind sie nicht mehr so, wie ich sie kenne. Die Gegenstände, die mir so vertraut erscheinen – vielleicht sind es nur Attrappen. Dämonen lauern, und wir erkennen nicht, wie und wo sie sich verbergen. Geh', du mußt mich verlassen, auf dich wartet eine große Stunde, ein großer Kampf. Rette Atamia, rette die Daiss! Zeige ihnen den rechten Weg, führe dein magisches Schwert – und alle, die jetzt schon verloren sind, werden wieder auferstehen und

dir folgen – und es wird das zweite Mal sein, da es geschehen ist, geschehen wird! Lebe wohl!«

Schwerwiegende Worte, eine schwere Stunde… Abschied…

Ein letzter, inniger Kuß. Dann löste Bailea ihre Arme von seinem Hals und drückte sanft gegen seine Brust. »Du gehörst jetzt nicht an meine Seite, du weißt es. Du gehörst woanders hin. Tu', was du tun mußt!«

Er verließ das Gemach und eilte die schmalen, gewundenen Stufen nach unten. Der Duft der hochrankenden Blüten und Gewächse begleitete ihn.

Bailea blickte dem Geliebten nach und sah ihn den gewundenen Pfad gehen, das Schwert in der Hand.

»Lebe wohl, Kaphoon«, murmelte sie. Eine Träne rollte über ihre Wange. »Vergiß deine kleine Bailea nicht, nicht die Stunden, die unwiederbringlich sind!«

Sie stand am Fenster und wagte nicht sich umzudrehen. Sie wollte ihm nicht ins Auge sehen, dem Mörder, der hinter ihr stand und dessen Nähe sie spürte.

Aus einem in einem goldschimmernden Gefäß stehenden, verschnörkelten Gewächs, das aus zahlreichen winzigen Blüten und fingerdicken, verschiedenfarbigen hölzernen Stengeln bestand, war – 'Er' geworden. Ein Dämon hatte ihr Gespräch belauscht.

Die fingerdicken Stengel wurden zu Tentakeln, und ein Dolch blitzte auf in den faserigen Anhängseln, die wie Finger wurden. Der Stahl drang genau zwischen die Schulterblätter der schönen Bailea.

Die krallte ihre schlanken Finger in die marmorne Fensterplatte und schloß die zitternden Lider.

Ein schmerzliches Lächeln umspielte den Mund. Dann drehte sie sich langsam um, während das Blut aus der tiefen Wunde quoll, unter dem Griff des mit Edelsteinen besetzten Dolches hervorschien, den der mordende Dämon geführt hatte.

Der Unheimliche war noch immer halb Dämon, halb Rankengewächs, und ein schreckliches Grinsen lag auf dem breiten, unmenschlichen Gesicht, das sich aus einem Gespinst dunkler Stengel bildete und wie ein gespenstisches Geflecht wirkte.

Kein Schmerzlaut kam über Baileas Lippen.

Sie sank nieder auf ihr Lager – und starb wie eine Königin. Das weiße, luftige Gewand wurde zu einem riesigen Verbandstoff, der das Blut aus ihrem Körper aufsaugte…

Alle Farbe wich aus ihrem schönen Gesicht, die Lippen, eben noch feuchtschimmernd und glutrot, wurden bleich.

Mit dem Rücken war Bailea auf das Lager gestürzt, und ihre Schmerzen waren schon so groß, daß sie gar nicht merkte, wie der geschliffene, kostbare Griff des Todesmessers durch ihr eigenes

Gewicht tief in die Wunde und damit in ihre Lungen gedrückt wurde.

Sie brachte es fertig, ein Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern. Sie dachte an die Wiedergeburt, als ihr Geist und ihre Seele die sterbliche Hülle verließen und sie in das Vergessen des unendlichen Stromes der Zeiten und Räume einging.

*

Die schmale Straße führte kerzengerade auf einen fernen, einsam stehenden Tempel zu.

Zum Tor der Weisheit mußte er. Es kam ihm vor, als sei eine Ewigkeit vergangen, ehe er den Säulengang erreichte, der in das geheimnisvolle Dunkel führte.

Das Innere war von einem Prunk und einer Herrlichkeit, daß menschlicher Geist in Staunen verharrte. Doch Hellmark hatte in diesen Sekunden keine Zeit und keinen Sinn, sich um Details zu kümmern. Er strebte zum Tor, das sich über dem Altar erhob. Breite, mattschimmernde Stufen aus kostbarem Stein führten direkt nach oben. Kaphoon nahm immer zwei auf einmal, jagte durch das Tor und glaubte im gleichen Augenblick einen gewaltigen Stoß in den Rücken zu erhalten.

Aus der violetten Finsternis wurde Helligkeit. Orangefarben und durchdringend war der Himmel, ebenso der Untergrund.

Unmittelbar neben ihm ragte ein Stab schräg in die Höhe. Oben drauf war ein bläulicher Schädel. Der Kopf eines Daiss.

Der aus der unterirdischen, verborgenen Stadt Atamia Zurückgekehrte war mit einem kraftvollen Sprung sofort auf den Beinen.

Er war – wieder Hellmark.

Verdrängt war die Episode in Atamia, verdrängt die Begegnung mit der unendlich schönen Bailea, zu der brennende Leidenschaft ihn noch mal geführt hatte.

Klar und deutlich sah er seine Aufgabe vor sich und zögerte keine Sekunde.

Er wußte, daß er so handeln mußte, wie er handelte – und nicht anders.

Kraftvoll führte er den ersten Schwertschlag. Mit einem einzigen Hieb durchschlug er das harte Holz. Der Pfahl kippte knirschend um und schlug in den Sand, der mehlfein aufwirbelte und Hellmark sekundenlang die Sicht raubte.

Mit der Schwertspitze hob er den bläulichen Schädel ab und ließ ihn dann wieder in den Sand rollen.

Der Totenkopf verschwand, und wie im Zeitlupentempo ereignete sich die Rückbildung. Die Augenhöhlen füllten sich, dünne

Hautschichten entstanden, lagen wie Blätterteig dicht übereinander, menschenähnliche Züge, Nase, Mund und Ohren entstanden. Ein Körper formte sich aus dem Nichts!

Der Tote war zurückgekehrt und richtete sich langsam auf…

*

Es lief besser als erwartet.

Rani Mahays Gesicht glänzte vor Schweiß.

Der Koloß aus Bhutan bewies, daß er mehr konnte, als wilde Katzen zähmen. Es war ihm gelungen, den Willen Marina Sermaths ganz unter seine Kontrolle zu bringen.

Ein Großteil des Gelingens aber hing auch von ihrer Mithilfe ab. Sie erwies sich als ein feinsinniger, aufnahmebereiter Mensch, der erkannt hatte, daß man nicht aufgeben durfte und auch in scheinbar aussichtloser Lage noch etwas zu tun war, wenn man nur wußte, wie man es anfing.

Die Hand der jungen Frau faßte in seine Hosentasche und hielt zwei Sekunden später die Maske in der Hand.

Mahays Schweißausbruch verstärkte sich.

»Festhalten! Sie dürfen auf keinen Fall loslassen!« Von nichts anderem sonst waren seine Gedanken erfüllt. Jetzt nicht aufgeben! Er selbst war noch zur Unbeweglichkeit verdammt, aber er hatte das fast unvorstellbare Kunststück fertiggebracht, einen Menschen in seiner unmittelbaren Nähe aus dieser künstlichen und gefährlichen ewigen Starre zu reißen.

»Ihr Arm reicht weit genug!« dachte er intensiv. »Stülpen Sie mir die Maske über den Kopf – aber vorsichtig – ganz vorsichtig…!«

Jetzt kam die Angst und die Ungewißheit, ob er auch alles richtig gemacht hatte.

Hing seine Situation wirklich mit der Aktivität dämonischer Mächte zusammen – und vieles sprach dafür –, dann hatte er eine ernsthafte Chance, hier etwas zu verändern.

Marina Sermaths Gesicht spiegelte nichts von der Anstrengung wider, unter der sie stand. Sie befolgte wie unter Hypnose den Willen eines anderen und verstärkte durch ihr eigenes Wollen Mahays Absicht.

Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, ehe die Maske sich über seinen Schädel spannte. Im gleichen Augenblick veränderte sich seine Kopfhaut. Der graubraune Stoff, der Ähnlichkeit mit einem grobgewebten Damenstrumpf hatte, lag wie eine zweite Haut auf seiner Glatze. Die war plötzlich nicht mehr bronzefarben – sondern kalkweiß. Das Gewebe, aus der Haut eines Dämons gearbeitet, der zum Abtrünnigen geworden war, wirkte plötzlich lebendig und ließ

sein normales Aussehen schwinden.

»Sie dürfen nicht erschrecken!« dachte Mahay. »Egal, was auch immer Sie sehen, lassen Sie sich davon nicht beeindrucken. Die anderen, die es sehen müssen und denen wir entkommen wollen, werden viel Schlimmeres erleben.«

Er hoffte, daß sein Geist noch die Kraft hatte, Marina Sermaths zu erreichen, und er nicht durch andere Gedanken und Überlegungen abgelenkt wurde.

Der Totenschädel, der durch die Einwirkung der Maske entstand, war kein schöner Anblick. Er lebte wirklich, und in den tiefliegenden, dunklen Augenhöhlen glomm ein rätselhafter, winziger Punkt, ein Licht, das eiskalt war.

Dem Inder blieb keine Zeit, die Wirkung seines unheimlichen, von der Maske ausgehenden Aussehens, auf das junge Mädchen zu registrieren.

Ein Ruck ging durch seinen Körper.

Im gleichen Augenblick rutschte er an dem Lichtgespinst herab, als hätte ihm jemand einen Stoß versetzt.

Geistesgegenwärtig stieß er beide Arme nach vorn, nahm es als ganz selbstverständlich hin, daß er sich bewegen konnte, und nutzte die gewonnene Freiheit, dementsprechend zu reagieren.

Er griff ins Leere.

Er konnte sich nicht festhalten. Wie Nebelstreifen lösten sich die armdicken Taue aus Licht, sobald er sie berührte.

Sein Sturz, vom oberen Ende der dämonischen Zeitfalle, brachte einiges Durcheinander.

Menschen, die wie Wachs- oder Schaufensterpuppen in den Maschen hingen, die er berührte, kippten in Schräglage, ohne jedoch selbst ihre Freiheit zu gewinnen.

Für ihn war die Starre und der Aufenthalt im Netz der Zeitlosigkeit zu einer Rutschpartie in die Tiefe geworden.

Er überschlug sich förmlich und konnte nicht verhindern, daß er immer schneller, schwer wie ein Stein, in die Tiefe raste.

Das Netz, schätzungsweise fünf- bis sechshundert Meter hoch und auch ebenso breit, konnte ihm nun, da er die Maske trug, zum Verhängnis werden.

Er würde in der Tiefe zerschmettern. Ebenso hätte er sich von einem Hochhaus stürzen können!

Er raste genau auf den Ozeanriesen zu, der halbschräg in dem Gespinst aus festem Licht hing.

Die Aufbauten, der Schornstein des Dampfers, die Taue, blitzschnell kam er dem allem näher.

Wild griff er um sich. Lichtfäden zerrissen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Mahay gab sich einen Ruck. Er mußte weg von dieser ihn gefährdenden Stelle.

Nur Zentimeterweise – so kam es ihm vor – veränderte er seine Richtung.

Ein Mast… Von einem Segelboot…

Ein weißes Segel. Er flog genau mitten durch. Der Stoff zerriß in seiner ganzen Breite, aber sein Fall wurde merklich gebremst.

Das Deck des Dampfers! Von der Seite her nahm er noch die Bullaugen wahr und hoffte, an der Seite des Schiffsriesen entlang zugleiten. Aber so weit kam er nicht.

Er rollte sich zusammen, zog die Beine an und versuchte wenigstens so günstig wie möglich aufzukommen.

Ein Schlag! Dumpf dröhnte das Geräusch in seinen Ohren, als hätte jemand einen Gong betätigt.

Ein stechender Schmerz ging durch seine Brust. Er atmete tief durch. Das Deck war spiegelglatt. Weiter ging es wie auf einer Rutschbahn.

Ein großes, quadratisches Loch zeigte den Einstieg zum Deck tiefer. Hölzerne Treppen. Die rollte er nach unten. Das Holz ächzte unter seinem Gewicht.

Schräg blieb er vor der letzten Stufe liegen und glaubte, sich alle Knochen im Leib gebrochen zu haben.

Aber er konnte denken, fühlen und spürte bewußt die Schmerzen und freute sich darüber.

Er drehte den Kopf und überblickte den Raum, der eher als Saal zu bezeichnen war.

Ein festlich geschmückter Saal, die Messe der »Tina Mualono«, wie das Schiff hieß, dessen Name er am Bug gelesen hatte.

Mindestens hundert Menschen umstanden ihn, und feuchtschimmernde Augen blickten ihm entgegen.

Er glaubte sich in eine andere Zeit versetzt. Die Kleidung, der Ausdruck der Gesichter – das alles hätte er in einem Museum erwartet.

Diese Menschen hier waren wie konserviert. Die Zeit war von einem bestimmten Atemzug an für sie stehengeblieben.

»Wie im Märchen!« kam es ihm in den Sinn. Unwillkürlich mußte er daran denken. Ein böser Fluch hatte stattgefunden, und die unschuldigen Opfer waren während ihrer Handlungen wie unter einem Eishauch erstarrt.

Die Menschen standen in Gruppen beisammen, in Reihen an der langen Tafel, auf der erlesene Kostbarkeiten ausgebreitet lagen. Funkelnder Wein in Gläsern und Flaschen.

Die Damen in großer Abendgarderobe, die Männer im Smoking. Eine illustre Gesellschaft war hier beisammen gewesen, und die Starre hatte sie überrascht.

Rani Mahay schraubte sich langsam in die Höhe. Das ging nicht ganz ohne Schmerzen ab. Er hatte sich den linken Fuß verstaucht und war froh, so glimpflich davongekommen zu sein. Er hielt sich an dem dicken, roten Tau, das durch blanke Messinghülsen an der Wand entlanglief, fest.

Zeit und Raum stimmten hier nicht mehr, die irdischen Gesetze waren aufgelöst.

Der Boden, über den er schritt, ging wie eine schiefe Ebene nach oben. Das kam durch die Schräglage des Schiffes. Die Menschen, die wie Wachsfiguren standen, aber waren dennoch nicht ins Fallen gekommen. Sie standen da wie angewurzelt. Ihre Gesichter zeigten Freude, Überraschung und Anteilnahme. Der Moment eines Lebens war festgehalten worden wie auf einer Fotografie.

Sie hatten nichts von dem Grauen bemerkt, das blitzartig über sie gekommen war.

Der Boden unter seinen Füßen war glatt, und er mußte höllisch aufpassen, nicht darauf ins Rutschen zu kommen.

Er wanderte als einziger Lebender zwischen den Gestalten, für die die Zeit stehengeblieben war. Dabei wußte er: diese Menschen lebten auch. Sie konnten ihn wahrnehmen. Der Glanz in ihren Augen war nicht erloschen, und ihre Gedanken funktionierten mit der Präzision eines Uhrwerks. Er sah deutliches Erschrecken in den Blicken jener Menschen, die er berührte um festzustellen, wie sich ihre Haut anfühlte.

Er blickte sich in der Runde um, wagte es, die Maske langsam und vorsichtig vom Gesicht zu streifen, um das Aussehen des häßlichen Totenkopfes abzulegen. War es ein Risiko? Würde die Kraft der Dämonen, die sich in diesem zeitlosen Netz manifestiert hatte, erneut auf ihn einwirken und ihn erstarren lassen zwischen all den lächelnden Gestalten?

Als er die Maske zur Hälfte angehoben hatte und darunter sein bronzefarbenes, vertrautes Gesicht zum Vorschein kam, spürte er sofort die bleierne Schwere, die von seinem Körper Besitz ergreifen wollte.

Es schien, als würde die Schwerkraft plötzlich zunehmen, und jede Bewegung wurde zur Qual. Das Atmen fiel ihm schwer, seine Brust wurde unter ungeheurem Druck zusammengepreßt. Das, was sich beim ersten Mal blitzartig ereignete, geschah nun in Etappen. Er mußte es rückgängig machen, sofern ihm das noch möglich war!

Seine Hände krallten sich in die Maske und zogen sie nach unten, bis sie vollends sein Gesicht wieder bedeckte.

Im gleichen Augenblick fühlte er sich frei und wie von einer Zentnerlast befreit.

»Es tut mir leid«, murmelte er, sich in der Runde der Erstarrten

umsehend. »Ich hätte euch den Anblick gern erspart. Aber ihr müßt mich ertragen. Es wird euch nichts geschehen. Ich hoffe, euch helfen zu können. Wie, das weiß ich selbst noch nicht.«

Das Schiff – so schätzte der Koloß aus Bhutan – war etwa vierzig Jahre alt. Rani ging dabei von der Kleidung und den Haarfrisuren aus, welche die hier Festgehaltenen trugen. Wann und wie war es in diese Lage geraten? Gab es einen frühzeitigen Anhaltspunkt dafür? War jemand an Bord gewesen, der sich mit Magie und Schwarzer Kunst abgab und die Besatzung und die Passagiere dabei ins Unglück stürzte? Bewußt oder unbewußt?

Er verwarf diese Theorie ebenso schnell wieder, wie sie ihm gekommen war.

Es gab noch andere, viel älter Dinge als dieses Schiff namens »Tina Mualono«.

Er stand an einem Bullauge und starrte nach draußen. Es war letzt ein ganz anderer Blickwinkel.

Unten links sah er einen uralten Ballon mit einem verzierten Korb. Über den Korb gebeugt ein Mensch, der sich anschickte, ein altmodisches Fernrohr ans Auge zu drücken. Weiter unten ein Wikingerschiff, vollbesetzt mit Kriegern und Ruderern. Vorn am Bug, hinter der drachenköpfigen Galionsfigur ein kraftvoller Mann, der in eine ungewisse Ferne spähte.

Zeugen und Zeichen aus allen Zeiträumen der Erde. Vergangene Äonen waren hier konserviert ebenso wie die nahe Gegenwart.

Zu allen Zeiten schon hatten Versuche mit dem Zeitnetz stattgefunden. Waren die Unglücklichen zufällig durch den Spalt gerutscht, der die Universen geöffnet hatte oder war es schicksalhafte Bestimmung gewesen, hatte man sie auserwählt – als eine Art Pioniere, um einen Versuch allererster Größe durchzuführen?

Je mehr Rani Mahay über diese Dinge nachdachte, desto klarer begann er zu sehen.

Auch Björn mußte hier sein. Aber wo?

Der Inder stieg langsam die schmalen Stufen empor, bahnte sich einen Weg durch die zeitlose, schweigsame Welt und kam sich vor wie eine Spinne, die überall zwischen den Gefangenen und Gegenständen herumkrabbelte, während die Opfer in Starre eingeschlossen waren.

Mahay suchte die Kajüte des Kapitäns. Er interessierte sich für das Logbuch.

Er fand die Kajüte und das Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch neben einer Seekarte lag, in der eine Nadel mit einem roten Punkt eingestochen war.

Die »Tina Mualono« war demnach im südlichen Atlantik unterwegs gewesen, als das Ereignis eintrat.

Er wandte den Kopf und blickte auf die Eintragungen.

Dort, unter dem Datum des 17. September 1938, standen nur wenige Zeilen. Auf die konzentrierte er sich, und so merkte er nicht, daß aus der Messe hinter ihm lautlos wie ein Schatten eine Gestalt vorüberhuschte. Ein Mensch mit einem Alltagsgesicht, der einen raschen Schritt machte, um von Mahay nicht bemerkt zu werden.

Dieser Mensch hatte einen Tarnkörper angenommen, und es handelte sich um niemand anderes als um Kopah, den Dämon.

Kopah blieb vor dem Kapitän an der Stirnseite des Tisches stehen. Kapitän Miketto aus Genua hob sein gefülltes Sektglas zum Toast.

Kopah berührte den Kapitän an der Schulter. Im gleichen Augenblick schien das Leben in den Körper des Menschen wie eine magnetische Kraft zurückzufließen.

»Du weißt, wo du hier bist, du hattest lange Zeit, über alles nachzudenken«, sagte der Dämon in Menschengestalt. »Du wirst nie die volle Wahrheit ergründen. Das ist auch nicht nötig. Ich kenne deinen Wunsch: du möchtest wieder frei sein.« Er hatte die Stimme gesenkt und sprach flüsternd, aber eindringlich. »Blicke dich in der Runde um! Sie alle sind nur noch Puppen, schöne lebende Puppen, in der Blüte ihrer Jahre festgehalten. Sie sind zu einem lebendigen Denkmal ihrer selbst geworden. Dir schenke ich die Freiheit. Du kannst auf der Stelle zurückkehren in deine Welt. Unter einer Bedingung!«

»Du bist ein Satan«, knurrte Sergio Miketto.

Kopah grinste. »Ich wollte, ich war's! Dann bliebe mir diese unsinnige Arbeit erspart. Aber was tut man nicht alles, um den großen Chef zu unterstützen. Sie sind also einverstanden?«

»Was soll ich tun?« Mikettos Stimme klang rauh. Er merkte, daß er lauter sprechen wollte, aber er konnte es nicht. »Du hast den Fremden gesehen, der die Maske des Totenkopfes auf seinem Gesicht trägt.«

»Ja. Er sieht erschreckend aus.«

»Hier.« Mit diesen Worten reichte der Dämon dem verdutzten Kapitän die Waffe. »Töte ihn damit! Laß dich auf nichts ein! Handele kurz und entschlossen! Das wird deine Rettung sein. Du wirst zu Frau und Kind zurückkehren und das Leben fortsetzen, das so abrupt für dich unterbrochen wurde.«

Miketto hielt die Hand auf. Kopah wollte den Mann mit der Maske los sein. Er konnte die Nähe dieser Maske nicht ertragen, die seinen dämonischen Augen mehr zeigte, als menschliche Augen ertragen konnten. Die direkte Konfrontation mit dem Maskenträger hätte Kopahs Ende bedeutet.

Dem wollte er zuvorkommen. Er war verantwortlich für das Gelingen. Er hatte Yron Gehorsam geschworen und einen einwandfreien Ablauf des Geschehens.

Miketto blickte auf den Dolch. Eine lange, geflammte Schneide, ein

edelsteinbesetzter Griff. Mit dieser Waffe war Bailea, Königin der Daiss, vor langer Zeit gestorben. Und Kopah war ihr Mörder.

Der Kapitän drehte sich um wie in Trance und wanderte zwischen den Gestalten, die sich ihm und seinem Schiff anvertraut hatten, weil sie auf einer Fahrt durch die sieben Meere Land und Leute kennenlernen wollten und dabei so unliebsam aus dem wirklichen Leben gerissen worden waren.

Das leichtgebräunte, schmale Gesicht des schneidigen Mannes zeigte Entschlossenheit. Das Angebot war klar. Er war bereit, darauf einzugehen. Frau und Kinder wiederzusehen, die Freunde… Wie lange hatte er sie nicht gesehen?

Einen Zeitbegriff konnte er nicht festsetzen, nicht mal willkürlich.

Er schlich die schmalen Stufen zu seiner Kajüte hoch und hielt die Mordwaffe in der Hand. Kopah verharrte wie ein Schatten hinter einem älteren, weißbärtigen Herrn, der einen Teller mit Goldrand in der Hand hielt. Darauf lagen mit Lachs und Kaviar belegte Dreiecksschnitten. Er griff nach einer Schnitte, während er den Blick seiner etwas hervorquellenden Basedowaugen recht auffällig auf den Ausschnitt seiner charmanten Gesprächspartnerin richtete, die ihren Busen nicht minder auffällig zur Schau stellte und das Decolleté wirksam mit einem glitzernden Brillantencollier unterstrich.

Besagter Weißbärtiger jedoch schien mehr ein Freund des Fleisches denn des Schluckes zu sein.

Dort harrte Kopah der Dinge, die da kommen sollten.

Er wartete auf Rani Mahays Todesschrei.

*

Der muskulöse Krieger mit dem ledernen Lendenschurz, auf dem rätselhafte Zeichen und Symbole eingebrannt waren, erhob sich. Er war so groß wie Hellmark.

»Kaphoon«, sagte er in einer unbekannten Sprache. Und doch verstand Hellmark jedes Wort, als wäre er mit dieser Sprache und unter diesem Volk großgeworden. »Du bist zurückgekehrt, du hast dein Versprechen gehalten.«

Der Daiss reichte ihm die Hand. Sie wechselten einen festen Händedruck.

»Ich heiße Raos«, sagte der Mann mit der bräunlichen Haut und dem dunkelgewellten Haar. »Dämonen haben die friedliche Stadt Atamia überfallen, und es ist ihnen gelungen, unsere Körper von unserem Geist zu trennen. Aber in dem Augenblick, da die abgeschlagenen Köpfe den geheiligten Sand berühren, entstehen die Körper neu, welche nur durch den Geist gebildet werden können. Einmal nur kann sich dieser Vorgang wiederholen.«

Björn nickte. »Ich weiß. Ihr dürft euer Leben nicht noch mal riskieren. Ihr alle sollt zurückkehren, und mit euch die geweihte Stadt Atamia. Aus der Finsternis, in der ihr sie verborgen haltet, soll sie zurückkehren unter diesen freundlichen Himmel. Die Bäche werden wieder fließen, die Quellen neu entspringen, die Gärten werden erfüllt sein von eurem Lachen. Die Blumen werden stärker duften als in der Dunkelheit des Verstecks, und eure Frauen werden mit euch die paradiesischen Stunden verleben, in der nur Harmonie und Glück herrschen sollen, ohne Angst vor einer Wiederkehr der Unheimlichen, die bei euch eingefallen sind.«

Björn sprach mit den Worten der Daiss. Für einen Außenstehenden hörten sie sich geschwollen und unnatürlich an, für die Daiss aber klang es natürlich.

Mit dem Schwert des Toten Gottes schlug Björn Hellmark einen Pfahl nach dem anderen nieder. Die Köpfe rollten von den Stangenspitzen, und als die geheimnisvollen, lebenden Nebel aus dem Nichts sich formten und neue Gesichter, neue Körper schufen, erfüllte ihn ein unendliches Gefühl des Triumphes und der Zufriedenheit.

Männer und Frauen erlebten eine Wiederauferstehung, da die Dämonenheere Molochos' zwar die Körper, aber nicht den Geist der Daiss hatten vernichten können.

Doch zu einem zweiten Zusammenstoß durfte es nicht kommen.

Das phantastische Geschehen, das sich hier abspielte, war unfaßbar, widersprach allem, und doch gehörte es zum Alltag eines Mannes, der sein Leben dem Kampf gegen Dämonen und böse Geister gewidmet hatte. In fremden Räumen und anderen Zeiten galten andere physikalische Gesetze. Dies hier war eine Vorstufe dessen, was vielleicht Al Nafuur mit seinem ewigen Leben erreicht hatte. Der Geist formte den Körper, wurde nicht endgültig ausgelöscht, konnte aber nicht nochmals wiederkommen, wenn eine Rückkehr sich ereignet hatte.

Die jungen schönen Körper der Daiss-Frauen waren schlank, zartgliedrig, und sie bewegten sich mit der Anmut von Gazellen. Ihre Kleidung bestand aus seidenen Stoffen, in den meisten Fällen reichte das Gewand bis hinab zu den Knöcheln und lag dicht am Körper an. Nackt waren die gebräunten Arme, die Schultern, der schöne, schlanke Hals.

Die Pfähle fielen und blieben wie riesige Speere im Wüstensand liegen. Vorhin noch ein Meer des Todes – war Hellmark jetzt von Lebenden, von Auferstandenen umgeben.

Raos, dem Hellmark zuerst zur Auferstehung verholfen hatte, wich nicht von der Seite des Dämonenkämpfers. Mit jedem neuen Hieb fiel berstend ein Pfahl um, und aus dem geweihten Staub formten sich die neuen, alten Körper.

Die Wüste lebte. Aber hoch fehlte die Stadt. Sie befand sich im Verborgenen, in einem anderen Raum, in einer anderen Zeit, wo der Geist dieses Volkes sie hinversetzt hatte. Dadurch war verhindert worden, daß das Dämonenheer Molochos', die Geisterreiter aus einer finsteren Jenseitswelt, diese Stadt übernehmen konnten.

»Du hast Mut, Kaphoon«, dröhnte in diesem Moment eine eiskalte Stimmte durch die Luft, daß dem Angerufenen ein Schauer über den Rücken lief.

Hellmark drehte sich um.

Vor ihm – rund fünfzig Schritte entfernt – stand eine dunkle Gestalt. Sie hielt ein blitzendes Schwert in der Hand. Ein Schwarzer Priester!

Selten kam es zu einer solchen Begegnung. Langsam ging Hellmark durch die sich bildende Gasse der stummgewordenen, unbewaffneten Männer und Frauen, die den Eindringling mißtrauisch und angsterfüllt musterten.

»Du behauptest, den Daiss die Welt wieder so zurückzugeben, wie sie gewesen ist. Große Worte!« Die Stimme Yrons klang abstoßend und herausfordernd. »Ein Wink von mir genügt und die Heere Molochos' werden erneut einfallen.«

»Das glaube ich nicht!« Hellmarks Stimme klang fest. Er stand dem Schwarzen Priester Yron jetzt bis auf Armlänge gegenüber. »Könnten sie es, würden sie es tun. Sie haben erkannt, daß der erste Tod der Daiss ihnen nichts gebracht hat, sie haben die Heilige Stadt und den Heiligen Vogel nicht errungen. Sie fanden den Spalt zwischen den Universen. Und sie begannen mit schrecklichen Experimenten. Vor Jahrhunderten, nein, vor Jahrtausenden schon, wurde der Grundstein dazu gelegt, den Daiss das Geheimnis der Zeit zu entreißen, um damit der Wiederkunft Kaphoons entgegenzuwirken.« Es war, als ob in der Tiefe seiner Erinnerung etwas aufbräche wie ein Vulkan. Vieles wurde ihm klar und bewußt, wenn auch nicht alles.

Er hatte schon mal gelebt! Das war eine Gewißheit, die er empfand. Vielleicht gab es aber noch mehr Existenzen, von denen er nichts ahnte?

Kaphoon war davon nur eine einzige? Als er zum ersten Mal diesen Namen hörte oder damit angesprochen wurde, hatte er ein ganz anderes Verhältnis dazu. Die Schwarzen Priester, die ihm mit der Überreichung der Insignien seiner Macht gleichzeitig den Krieg erklärten und einen neuen Anfang setzten im Kampf zwischen den Mächten der Finsternis und der Lebenden, hatten ihm nicht die volle Wahrheit gesagt.

Wer dem Satan diente, für den existierte die Wahrheit nicht.

»Einmal hast du dieses Volk in den Kampf geführt und die Heere Molochos' empfindlich geschlagen.« Yron sagte es mit Bitterkeit. »Aber

das liegt lange zurück. Inzwischen kontrollieren wir die Zeitfalle, und Rani Mahay ist mein Gefangener. Ich schlage dir einen fairen Kampf vor.«

Das Wort 'fair' störte Björn Hellmark schon wieder.

Auf seinem braungebrannten Gesicht perlte der Schweiß.

»Was für einen Kampf?« fragte er tonlos.

»Einen Kampf – Mann gegen Mann. Vor dem Netz der Zeitlosigkeit. Gelingt es mir, dich dort hineinzutreiben, ist der Kampf entschieden. Gelingt es dir, mich zu töten, dann hast du zwar eine Schlacht gewonnen, aber noch keinen Krieg. Das Heer deiner Gegner ist groß, aber ich bin ehrgeizig. Ich will derjenige sein, der Molochos deinen Kopf bringt!«

»Ich bin einverstanden!« In Björns Kopf drehten sich die Gedanken wie ein Karussell. Hier stimmte etwas nicht. Ein Unsterblicher, der sein Leben riskierte? Ein Hieb mit dem Schwert des Toten Gottes kostete dem Schwarzen die düstere, dämonische Ewigkeit, die er gesucht und gefunden hatte.

Yron mußte wissen, daß Hellmark auf Tod und Leben kämpfte, wenn er dazu herausgefordert wurde. Yron suchte diese Herausforderung.

Der Priester der Schwarzen Kaste ging den Weg zum Tal. Der bizarre Hintergrund der nadelspitzen Berge, das riesige Netz mit den Menschen und Utensilien aus den verschiedensten Zeiträumen, der orangefarbene Himmel und direkt über dem Netz ein schmaler, dunkelvioletter Spalt, hinter dem ein ungeheueres Leuchten herrschte – das alles paßte in diese phantastische, unwirkliche Wirklichkeit.

Der Spalt über dem Netz war der Eingang in dieses Universum. Björn wußte nicht, wann und wie es die Mächte der Finsternis geschafft hatten. Raum und Zeit aufzubrechen und ihn überall hinzulocken, um ihm den Garaus zu machen und die ungewöhnlichsten Dinge heraufzubeschwören, damit er irregeleitet wurde. Dieses Spiel, das man mit ihm trieb, war nicht leicht zu durchschauen. Zu leicht konnte er Unschuldige gefährden. Auch das lag im Sinn seiner Gegner.

Die beiden Kämpfer stellten sich vor dem ungeheuerlichen Netz der Zeitlosigkeit auf, so, wie es abgemacht war. Björn mit dem Rücken dazu.

Yron leitete den Kampf ein. Sein Schwert zog pfeifend durch die Luft. Hart und ohne Vorwarnung warf er sich nach vorn und führte die Waffe geschickt und mit Elan.

Björn parierte. Ein harter Schlag traf die Schneide, und Funken sprühten.

Hellmark hielt seinen Gegner ständig im Auge und wußte, daß Yron mehr von ihm wollte als nur diesen Zweikampf, der angeblich

seinen Ehrgeiz befriedigen sollte.

Die sonst so stille Luft unter diesem orangefarbenen Himmel war erfüllt vom Klirren der Schwerter. Yron war ein starker und ausdauernder Kämpfer, und Björn Hellmark, in dessen Bewußtsein sich die Erinnerung an den mutigen Kämpfer Kaphoon mehr und mehr manifestierte, entsann sich damit auch gleichzeitig der Kunst des Schwertkampfes, die er mal erlernt hatte.

Aus dem Unterbewußtsein kam das Können.

Schon mehr als einmal hatte er dieses Schwert geführt, aber in diesem Kampf wurde er wirklich gefordert. Yron beherrschte alle Tricks und kämpfte wie ein Löwe.

Die Auferstandenen waren bis zum Rande des Talkessels gekommen und blickten stumm und beunruhigt auf das, was hier entschieden werden sollte. Sie hatten keine Waffen mehr und griffen nicht ein.

Es war ein Kampf von Mann zu Mann, und Björn mußte seine ganze Kraft und Konzentration aufbieten, um den blitzschnell geführten Schlägen Paroli bieten zu können.

Er wurde zurückgedrängt, einen Schritt, zwei Schritte…

Wie Windmühlenflügel arbeiteten Yrons Arme, und er schien zu einem Mehrarmigen zu werden, einer, der viele Schwerter gleichzeitig führte.

Hellmark war in die Defensive gedrängt, seine Konzentration galt der dunkelgekleideten Gestalt. Sie durfte er nicht aus den Augen verlieren.

Und damit erreichte Yron genau das, was er wollte.

Ein gurgelnder Aufschrei ließ ihn triumphieren.

Kopah, der Dämon, kam langsam die Treppe empor. Aus der schattigen Kajüte des Kapitäns trat Sergio Miketto.

Der Blick der stechenden Augen des Höllengesandten bohrte sich zunächst in die großen Pupillen seines Gegenüber und glitt dann hinab zu den Händen.

In der Linken hielt Miketto ein graubraunes Etwas, das an einen Damenstrumpf erinnerte – in der Rechten den Dolch.

Dunkelrot tropfte das Blut von der Schneide.

Kopah triumphierte und erschauerte gleichzeitig.

Die Nähe der Maske setzte ihm zu, er riskierte es nicht mehr hinzusehen. Die volle Wirkung wurde jedoch nur erreicht, wenn ein Mensch die Maske aufsetzte.

Kopah fühlte sich kribbelig und nervös. Er wußte, er konnte die Maske nicht entgegennehmen, er konnte es auch nicht zulassen, daß ein anderer Mensch an Hellmarks oder Mahays Stelle die Maske mitnahm und dadurch – bewußt oder unbewußt – Situationen heraufbeschwor, die für die Arbeit der Helfer auf der Erde sich nur

hinderlich oder gar schädlich auswirkten.

Die Maske mußte hierbleiben. Damit war sie ein für allemal aus dem Verkehr gezogen. Niemand konnte mehr etwas mit ihr anfangen.

»Leg die Maske hin«, forderte Kopah.

Miketto gehorchte. Er legte sie auf die Stufe hinter sich und bemerkte, daß sein Auftraggeber aufatmete.

»Den Dolch«, forderte Kopah. Er streckte die Hand aus. Das Blut an der Schneide fühlte sich klebrig und warm an.

»Nun will ich meinen Lohn«, sagte der Italiener.

Kopah nickte. »Ich habe dir versprochen, daß du in deine Welt zurückkehren darfst. So soll es sein.«

Mit diesen Worten deutete er nach oben an den Rand des Netzes. »Diese Stelle mußt du erklimmen aus eigener Kraft. Recke dann beide Arme dem Spalt entgegen, in dem du das ferne, gleißende Licht siehst! Alles andere geschieht automatisch.«

Die schwarzen Augen des Kapitäns blickten mißtrauisch. Wie dicke, schwarze Raupen wölbten sich seine Brauen.

Er kam vollends die Stufen herab und konnte sich im Netz frei und ohne besondere Schwierigkeiten bewegen. Miketto sprach kein Wort mehr; der Dämon sah ihm nach, wie er nach oben kletterte und über die drachenfratzige Galionsfigur des Wikingerschiffs glitt, die nächste aus festem Licht bestehende 'Masche' erwischte und sich daran hochzog. Der Italiener erreichte verhältnismäßig schnell den von Kopah angegebenen Punkt.

Das äußerste, obere Ende des rätselhaften Zeitnetzes schwankte leicht wie ein Schilfrohr im Wind.

Sergio Miketto reckte beide Arme nach oben, und das Ganze kam ihm vor wie ein Traum. Plötzlich fühlte er sich losgelöst und frei, als würde er schweben. Er schwebte auch, aber das Schweben wurde zur rasenden Geschwindigkeit. Dann folgte der gleißende Schlund, der ihn aufnahm.

Die Umgebung veränderte sich.

Kein Netz war mehr, nicht mehr die fremdartige Atmosphäre.

Es umgab ihn eine frische Brise. Über Miketto war blauer Himmel – unter ihm das blaue Meer.

Ein Dämon hatte Wort gehalten und ihn in die Welt, aus der der Italiener gekommen war, zurückversetzt und…

Da packte ihn das Grauen!

Er erfaßte das Geschehen nun in seiner ganzen Tragweite und kehrte an die Stelle zurück, wo durch die Zeitfalle der Dämonen die »Tina Mualono« in den Spalt des anderen Universums gerutscht war. Aber die »Tina Mualono« war nicht mit ihm zurückgekehrt.

Und auch die Zeit, die im Netz der Zeit für ihn stehengeblieben war, lief nun rasend schnell für ihn ab.

Kopah hatte Wort gehalten, aber mit einem Hintergedanken.

Die »Tina Mualono« sank in den ersten Septembertagen das Jahres 1938. Sechsunddreißig Jahre später in den ersten Herbsttagen des Jahres 1974, kehrte Sergio Miketto an den Ort des Geschehens zurück.

Er, der damals sechsundvierzigjährige, schneidige Kapitän alterte in Bruchteilen von Sekunden um weitere sechsunddreißig Jahre, die in Wirklichkeit vergangen waren.

Ein achtzigjähriger Mann mit schlohweißem Haar und einem brüchigen, fadenscheinigen Anzug, der nur entfernt noch an die schmucke Kapitänsuniform erinnerte, stürzte in die Fluten des aufgepeitschten Atlantiks.

Miketto schrie markerschütternd auf. Seine krächzende, brüchige Stimme aber konnte niemand hören in diesem Wind und mehr als tausend Seemeilen von der nächsten menschlichen Behausung entfernt.

Ein alter Mann mit runzliger Haut, schlechten, faulen Zähnen und dicken, verkalkten Adern, stürzte in das eiskalte Wasser. Selbst wenn er kräftig genug gewesen wäre, zu schwimmen, hätte das an seinem Schicksal nichts mehr geändert.

Sein Herz setzte sofort aus, und er tauchte unter.

Ein Fraß für die Fische…

Höllische Mächte, die in den Ablauf des Schicksals eingegriffen hatten, forderten ihren Tribut. Aber auch die Zeit verlangte ihn. Sie ließ sich nicht überlisten, nicht in jener Welt, aus der Sergio Miketto gekommen war und die ihn schon vor sechsunddreißig Jahren abschrieb.

*

Kopah schielte noch mal nach der Maske, als müsse er sich vergewissern, daß auch alles seine Richtigkeit hatte.

Er streckte die Hand danach aus und zog sie zurück, als würde siedende Hitze ihn anstrahlen.

Kein Dämongewordener und kein Dämonengeborener konnte diese Maske berühren. Aber sie war aus dem Verkehr gezogen. Der Mann, der sie getragen, war tot – und der andere, der sie besessen hatte, war voll beschäftigt im Kampf mit Yron.

Das Geschehen hatte er mitbekommen. Das geistige Band, das einen Dämon an seinen Herrn kettete, wurde jederzeit aufrechterhalten und zerbrach nie.

Yron rechnete mit Kopahs Eingreifen, nur deshalb hatte er sich auf die Auseinandersetzung mit Björn Hellmark eingelassen.

Und Kopah kam, sobald er konnte. Jetzt, da seine Mission abgeschlossen war, konnte er sich einer anderen Sache widmen.

Er veränderte seine Gestalt. Sein Alltagsgesicht verschwand, der Dämon mit dem furchtbaren Antlitz erstand wieder, schwebte lautlos und schnell zwischen den im Netz hängenden Gestalten herab, glitt über den Sportwagen mit dem aufgeklappten Verdeck und dem Liebespaar hinweg, tauchte hinter Hellmark auf, der sich tapfer schlug und der Kampftechnik des Schwarzen Priesters gewachsen war, und langsam zu einem Vorteil kam. Bei Yron machten sich erste Ermüdungserscheinungen bemerkbar.

Kopah tauchte zur rechten Zeit auf.

Björn wußte nicht, wie ihm geschah. Gerade sah es so günstig für ihn aus, daß er den strauchelnden Gegner, der eine Berührung mit der Spitze des Schwertes des Toten Gottes schon fürchtete, in Schach halten konnte, daß Yron, um sich aus der Gefahrenzone der Waffe zu bringen, herumwerfen mußte. Aber dann wäre er unmittelbar vor das Netz der Zeitlosigkeit geraten und in dessen Gefahrenbereich.

Es kam anders!

Björn Hellmark wurde von unsichtbarer Hand herumgerissen. Durch den eigenen Schwung vorwärts erhielt er einen zusätzlichen Schubs.

Er konnte den Schwung nicht mehr abbremsen. Yron hatte Verstärkung und Unterstützung erhalten.

Er warf sich herum, um diesem Angreifer zu begegnen.

Kopah sah seine einmalige Chance.

Das magische Schwert des Toten Gottes wischte durch die Luft und verfehlte ihn um Haaresbreite.

Kopah rochierte und wechselte seine Stellung. Hellmark stürzte nach vorn.

Noch der Bruchteil eines Augenblicks blieb ihm, um sich auf Macabros, seinen Doppelkörper zu konzentrieren. Den wollte er entstehen lassen, direkt vor sich, ihn aufbauen wie eine Mauer, gegen die er prallte, um nicht in das unheimliche Netz zu stürzen, in dem alle Bewegung erstarrte.

Macabros entstand nicht!

War es der Kampf, war es das bisherige Geschehen, das ihn soviel Kraft gekostet hatte – oder spielte die Atmosphäre, diese fremdartigen physikalischen Gesetze eine Rolle, daß er seinen Zweitkörper, der nicht aus Fleisch und Blut bestand, nicht aktivieren konnte. Er vermochte es nicht zu sagen.

Er fiel ins Netz und streckte abwehrend beide Hände nach vorn.

Das höhnische bösartige Lachen Yrons und Kopahs begleiteten ihn.

*

Doch ihre Freude war verfrüht.

Etwas war ihnen entgangen. Es war ihnen nicht gelungen, ihm das magische Schwert aus der Hand zu schlagen, das Schwert, das sonst kein anderer Arm führen konnte, das Schwert, mit dem er seine besondere, rätselhafte Bewandtnis, hatte.

Diese Waffe war der Schlüssel zu vielen Dingen, wie vorangegangene Abenteuer bewiesen.

Sie war von Xantilons besten Schmieden unter Benutzung althergebrachter magischer Riten gefestigt worden.

Yron und Kopah hatten einen Fehler begangen.

Sie erkannten ihn zu spät.

Mit der bewaffneten Rechten schlug Hellmark ein riesiges Loch in das rätselhafte Lichtnetz. Deutlich sah man, daß er zwar in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt war, daß die eine Hälfte seines Körpers gefühllos und starr wurde, die andere Hälfte aber, auf der sich das Schwert befand, lebendig und elastisch blieb.

Es war eine schreckliche Situation, in der sich kein Mensch jemals zuvor befunden hatte.

Solange Hellmark im Besitz des Schwertes war, konnte er trotz seiner einseitigen Starre seine unmittelbare Umgebung in Schach halten.

Es war nur ein halber Sieg, aber man konnte einen ganzen daraus machen.

Yron erhob sich. In seinen dunklen Augen glühte es wild und teuflisch. Er heckte einen neuen Plan aus. Er wollte Hellmark ganz besitzen.

Doch er kam nicht mehr dazu, seine Gedanken in die Tat umzusetzen.

Die Dinge überstürzten sich…

»Kopah!« Laut und dröhnend hallte die Stimme aus der oberen Hälfte des Netzes.

Der Mann war aus der Kajüte Kapitän Mikettos gekommen, ergriff die auf der untersten Stufe liegende Maske und stülpte sie über.

Kopahs Kopf wirbelte herum. Sein Blick blieb wie angeklebt auf der Maske hängen. Ein Beben und Zittern lief durch seinen formlosen Körper. Hektische Zuckungen traten auf. Die großen weißen Augen in dem diffusen Aderngeflecht verdrehten sich. Aus Kopahs Körper pufften kleine gelbe Dampfwolken. Es stank fürchterlich. Ätzender Schwefel hüllte ihn ein. Der schreckliche Anblick, den seine Augen wahrnahmen, war so ungeheuerlich, so unfaßbar, daß er zerfloß vor Angst und Grauen.

Der graugrüne Körper wurde zu einer einzigen, sich auflösenden Schwefelwolke. Die Hand, die noch den blutbesudelten Dolch gehalten hatte, zerfloß. Die Mordwaffe fiel und blieb mit der Spitze im weichen Boden stecken.

»Rani – Mahay?« gurgelte der zergehende Schwefelkörper. »Aber – der ist doch tot?«

*

Rani Mahay stand oben, groß, breitschultrig, ein bronzefarbener Körper mit Totenkopf.

Kopah sollte nie erfahren, was für ein Spiel mit ihm getrieben worden war. Der Inder, im Umgang mit bösen Geistern erfahren, hatte Kopah mit seinen eigenen Waffen überlistet.

Doch die Zeit für Erklärungen war noch nicht gekommen. Es ging Schlag auf Schlag.

Das zweite Ereignis zeigte sich darin, daß aus dem schmalen, violetten Spalt mit rasender Schnelligkeit ein gleißender Lichtpunkt herabraste, direkt auf das Netz zu.

Ein sphärisches Singen und Vibrieren erfüllte die Luft.

Yron wankte zurück, taumelte und fiel zu Boden.

Der Anblick der Maske setzte auch ihm zu, und die Ankunft dieser glühenden Lichtkugel bedeutete ebenfalls nichts Gutes.

Ein Blitz spaltete den orangefarbenen Himmel, kam genau aus der Kugel und bohrte sich in die Brust des Schwarzen Priesters. Das Schwert entfiel seiner kraftlosen Hand, sein Körper schrumpfte zusammen und wurde zu Staub in der Wüste.

Die Schnelligkeit, mit der sich die Ereignisse abspielten, war kaum zu beschreiben.

Hellmark, noch immer halbseitig wie gelähmt, bekam das Geschehen mit und begriff es.

Diese leuchtende Kugel, die entfernt an ein UFO erinnerte, wie sie nachweislich zu allen Zeiten und an verschiedenen Orten der Erde gesehen worden waren, senkte sich direkt auf das Netz herab.

Da brach das Inferno los…

*

Ein Beben lief durch das Netz. Es krachte und barst, und gewaltige Blitze liefen über die Energiemaschen, hüllten Menschen und Gegenstände ein.

Björn Hellmark hatte das Gefühl, in einen Orkan ungeheurer Stärke zu geraten.

Der Himmel färbte sich tiefviolett. Tausend kleine Explosionen erfolgten gleichzeitig und mischten sich zu einem Knall von gewaltiger Lautstärke, so daß der Himmel erbebte und das Tal widerdröhnte von einem grollenden Echo.

Das Netz der Zeitstarre zerfetzte wie hauchdünnes Spinngewebe, in

das jemand mit harter Hand durchwischte.

Die Bö trieb sie nach oben. Die »Tina Mualono« schwebte durch die Luft, als wäre sie leicht wie eine Feder, das Wikingerschiff hinterher, der Ballon mit den bunten Verzierungen und dem einsamen Passagier mit dem Fernrohr am Auge strebte aufwärts, dem langsam sich schließenden violetten Spalt im Himmel entgegen.

Das kleine Segelboot mit dem rotweiß gestreiften Segel, der Sportwagen mit dem Liebespaar, das Motorboot, mit dem Björn Hellmark und Rani Mahay in die Zeitfalle gelockt worden waren – das alles verschwand. Die Gegenstände und Menschen wurden zu winzigen Punkten, die von dem gleißenden Licht aufgenommen wurden.

Nur zwei Menschen blieben zurück.

Björn Hellmark und Rani Mahay. Der Deutsche und der Mann mit der Totenkopfmaske wurden wie von einer unsichtbaren Hand in genau entgegengesetzter Richtung davon geschleudert.

Sie landeten im orangefarbenen Sand vor dem Aschehäuflein, das von Yron, dem Schwarzen Priester, der zu hoch gereizt und verloren hatte, übriggeblieben war.

Die an ein UFO erinnernde leuchtende Kugel landete genau an der Stelle, wo sich bis vor wenigen Sekunden noch das Netz befand, das nun verschwunden war, als hätte es nie dort gehangen.

*

In einem anderen Raum, in einer anderen Zeit waren sie gefangen gewesen. Dort hatte die Zeit – durch die Manipulation finsterer Dämonen – einen Stillstand erfahren.

Im Diesseits der 3. Dimension aber war sie fortgeschritten. Der Ablauf der Zeit war dort endgültig.

Für den Ballonfahrer, der 1893 aufgestiegen war, waren rund achtzig Jahre vergangen. Sein Luftfahrzeug schwebte über den Bergen, über den Cervennen, von wo aus er in die Falle der Dämonen geraten war.

Der Mann zerfiel unter der Einwirkung des Sauerstoffs, sein Fahrzeug schrumpfte zusammen, löste sich in seine Einzelteile auf, und vermoderte Fetzen von Holz und der Hülle landeten irgendwo zwischen den Bergen. Die bunten Farben der Fähnchen und Verzierungen verblaßten und käme ein Wanderer später in diese abgelegene Gegend, er hätte nichts mehr mit den Resten, die in allen Himmelsrichtungen davon segelten, anzufangen gewußt.

Ähnlich erging es den Wikingern mit ihrem Schiff.

In ihrer Bucht vor der Küste Islands forderte die Zeit ihren Tribut.

Für Bruchteile von Sekunden noch glitt das Schiff über das Wasser,

wie eine Erscheinung aus einer anderen Zeit. Mehrere Spaziergänger darunter, eine ganze Schulklasse, konnten später bezeugen, dieses Wikingerschiff, das sich in Sekundenschnelle auflöste und zu Staub wurde, gesehen zu haben. Untersuchende Stellen sprachen später von einer Massenhalluzination.

Die »Tina Mualono« setzte ihre Fahrt genau an der Stelle fort, an der sie seinerzeit geschwommen war.

Die Menschen starben fast alle. Sie erwachten aus ihrer Erstarrung – und dann kam schon der Tod. Aber nicht für alle. Einige, für die das Schicksal ein längeres Leben vorgesehen hatte, blieben verschont. Sie wurden alt, irrten durch das große Schiff, das Steuerlos war und keinen Kapitän mehr hatte, und hielten alles für einen bösen Traum. Die »Tina Mualono« kam ebenfalls nicht ungeschoren davon. Der Zahn der Zeit hatte auch an ihr genagt. Sechsunddreißig Jahre waren für dieses Schiff vergangen, und riesige Rostflecken zeigten sich auf dem Metalleib. Die Farben verblaßten, die Buchstaben, die den Namen formten, waren kaum noch wahrnehmbar. Die Deckaufbauten waren von Plankton überzogen und stanken nach Fisch und Meer. Die Energievorräte waren verbraucht. Steuerlos trieb das Schiff dahin, eine Handvoll verzweifelter Menschen an Bord, Männer und Frauen, die in großer Abendgarderobe am Empfang des Kapitäns teilgenommen hatten und nun herumliefen wie die Bettler. Der Stoff war brüchig, in Fetzen hingen die Kleider an den runzligen Leibern der schmuckbeladenen Damen, die Smokings der greisenhaften Herren sahen erbärmlich aus.

Das Schicksal wollte es, daß ein Öltanker nur wenige hundert Meter von der »Tina Mualono« auftauchte und das wie durch Zauberei zurückgekehrte Schiff sich sofort auf dem Radarschirm zeigte. Dann war es auch schon in Sichtweite. Man beobachtete es durch Fernrohre. An Bord des Öltankers sprach man von einem alten, rostigen Blechkasten und wunderte sich, daß der sich überhaupt noch über Wasser hielt. Über Funk versuchte man Kontakt zu erhalten… keine Antwort!

Der Kapitän des Tankers entschloß sich, näher ranzugehen. Aus den verblaßten Schriftzeichen konnte man mühselig den Namen des Schiffes entziffern.

»Tina Mualono?« Der Steuermann war ein alter Seebär mit Vollbart und klugen Augen, die die ganze Welt gesehen hatten. »Über die hab' ich doch mal was gelesen. Ist schon rund zwanzig Jahre her, daß behauptet wurde, sie sei mit Mann und Maus untergegangen. Und da begegnen wir dem Blechhaufen! Sieht aus wie ein Gespensterschiff. Kein Mensch zu sehen.«

Sie sahen sich die »Tina« näher an. Eine Gruppe von fünf Männern, an ihrer Spitze der Kapitän, des Öltankers, schaute sich drüben um.

Rund zehn Leute trieb man auf. Uralt, greisenhaft und verängstigt.

Ein Rätsel war geboren.

Das Auffinden der »Tina Mualono« machte Schlagzeilen in der Weltpresse. Reporter versuchten die Überlebenden zu bewegen, davon zu erzählen, was in den letzten drei Jahrzehnten sich ereignet hatte. Doch niemand konnte sich daran erinnern.

Das Logbuch der »Tina Mualono« ging durch die Hände von Fachleuten und Reportern. Es fanden sich nur ganz normale, alltägliche Eintragungen darin, die keine Geheimnisse offenbarten.

Das Rätsel um die »Tina Mualono« konnte nie geklärt werden. Die letzten Überlebenden traten kurz hintereinander von der Bühne dieses Lebens ab, ohne je etwas preisgegeben zu haben.

*

Der rote Sportwagen stand seitlich des Weges, der mitten in einen herbstlichen Wald führte.

Der Fahrer beugte sich nach vorn, seine hübsche Begleiterin schlang die Arme um seinen Hals. Sie küßten sich. Es war ein kurzer Kuß.

Fröstelnd zog die Brünette mit dem Schlafzimmerblick die Schultern hoch. Sie trug nur ein dünnes Sommerkleid.

»Verdammt«, schimpfte sie. »Warum wird’s denn mit einem Mal so kalt? Mach das Verdeck zu!«

Sie wollte noch etwas sagen, aber ihre Stimme versagte ihr den Dienst, und ihre Augen blickten groß und unwirklich. »Da… da«, stammelte sie.

Der dunkelhaarige Fahrer mit der karierten Mütze kniff die Augen zusammen und konnte nicht fassen, was er sah.

Als sie die abgelegene Stelle fanden, waren die Büsche und Bäume dicht mit Grün bewachsen. Aber nun? Es war Sommer geworden. Heiß und stickig war die Luft, aber angenehm hier in der Nähe des Waldes.

Der lugendliche Fahrer schluckte. »Das… gibt es doch nicht«, entrann es seinen Lippen. Er wollte seiner Überraschung anderen Ausdruck geben, aber ihm fehlten in diesen Sekunden einfach die richtigen Worte.

Er drückte einen Knopf, und das Verdeck schob sich nach vorn.

Seine Begleiterin schlugen die Zähne zusammen, sie war bleich. »Es war doch so heiß heute… es war ein Sommertag, John. Wieso ist es plötzlich Herbst?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete er dumpf.

»Mir ist unheimlich. Komm, laß’ uns schnell hier wegfahren!«

Es war das beste, was sie tun konnten.

Der Weg war aufgeweicht vom Regenwasser, aber es hatte doch

die ganze Zeit gar nicht geregnet.

Das Geschehen erfüllte sie mit Furcht und Ratlosigkeit, und beides wurden nicht geringer, als sie zu Hause eintrafen. Dort zeigte der Kalender den 16. Juli 1972. Ein Sommertag. Die Uhren standen. Sie waren völlig abgelaufen.

Nachbarn reckten verwundert die Köpfe, als sie das junge Paar wieder erblickten. Ein älterer Mann streckte den Kopf über den Heckenzaun und rief hinüber: »Na, wieder zurück? Sie waren aber lange weg.«

»Was für einen Tag haben wir denn heute?« wunderte John Brown sich.

Licht und Wasser im Haus waren gesperrt, und die Post stapelte sich vor der Haustür in einem Abfallkorb, da der Briefkasten die Flut nicht mehr hatte aufnehmen können.

»Den 21.« erfuhr er.

»Den 21. – was?«

»Den 21. September. Haben Sie denn keinen Kalender?«

»Doch schon. Aber…« Er wollte noch etwas anderes sagen, beschränkte sich aber nur noch auf eine letzte Frage. »Welches Jahr?«

Der Nachbar schluckte. »Sie stellen aber komische Fragen, John. Ich begreif zwar nicht, was das soll – vielleicht üben Sie für eine neue Quiz-Serie, wer weiß. Beim Fernsehen suchen sie ja neue Talente. Heute ist der 21. September 1974 – reicht Ihnen das?«

John Brown nickte nur. Zu einer weiteren Bemerkung war er nicht mehr fähig, und Caroline, seine junge Frau, die hinter ihm stand, tastete zitternd nach seiner Hand und drückte sie so fest, als wolle sie sie nie wieder loslassen.

»Was ist denn nur passiert, John? Wir können doch nicht zwei Jahre und zwei Monate im Wald gestanden haben?«

Sie gingen wortlos ins Haus.

Die Dinge sprachen für sich: Die Durchsagen und Zeitangaben in Radio und Fernsehen, die neueste Tageszeitung, die John sich kurz darauf besorgte…

Zwei Jahre und zwei Monate fehlten in ihrem Leben, und sie konnten nie feststellen, wo sie die verbracht hatten…

*

Es dämmerte schon.

Klaus Mandert, Kommissar aus Velden, ging am Ufer spazieren. Er rauchte eine Zigarillo und hing seinen Gedanken nach.

Die Suchaktionen waren längst eingestellt. Nach so langer Zeit war kaum damit zu rechnen, daß man noch zu einem Erfolg kam.

Er war selten so unzufrieden mit der Welt und sich wie seit ein

paar Tagen. Er hatte diesen Hellmark noch mal sprechen wollen, aber der war seit seinem ersten Auftauchen nicht wieder ins Hotel zurückgekehrt. Die Rechnung war im voraus für vier Wochen bezahlt, aber er hatte nicht ein einziges Mal sein Bett und sein Zimmer benutzt.

Merkwürdiger Mensch dieser Hellmark, dachte Mandert.

Abrupt wurde er in seinen Gedankengängen unterbrochen.

Sein Herzschlag setzte aus. Da – mitten auf dem See – tauchte es aus dem Nichts auf. Ein Segelboot ein weiß-rot gestreiftes Segel…

Das war doch das Boot, das sie suchten?!

Und da war noch etwas! Ein Motorboot! Es tuckerte genau auf das Ufer zu. Aber niemand saß darin.

*

Mandert leitete sofort alles ein. Bei dem Paar im Segelboot handelte es sich tatsächlich um Marina Sermath und Walter Darkos, das verschwundene Liebespaar.

Für Kommissar Mandert stand die Welt kopf, als er die beiden jungen Leute endlich an Land sprechen konnte.

Sie behaupteten von ihrem Ausflug eben zurückzukehren.

»Wir haben den ganzen See abgesucht«, knurrte Mandert. Er ließ sich nicht anmerken, daß seine Nerven ihm zu schaffen machten. »Sie können sich doch nicht einfach in – Luft aufgelöst haben?«

Marina Sermath und Walter Darkos zuckten die Achseln. Sie konnten nur das sagen, wie sie es sich dachten.

»Entweder bin ich verrückt, ihr seid es – oder die ganze Welt ist es.« Mandert, sonst ein ruhiger Mensch, paffte an seinem Zigarillo, fuhr sich durch die Haare und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wissen Sie, wie lange ihre – gespenstische Bootspartie auf dem Wörther See nun schon dauert?«

»Seit heute morgen«, erwiderte Walther Darkos. »Ein bißchen lang, ich weiß. Aber im Urlaub hat man Zeit, da kommt es auf ein paar Stunden mehr oder weniger nicht an.«

»Ein paar Stunden mehr oder weniger!« Mandert lief knallrot an, seine Zornesader schwoll, und es war zu befürchten, daß er jeden Augenblick einen Schlaganfall erlitt. »Wenn Sie drei Wochen – drei Wochen!« betonte er nachdrücklich und ließ jede einzelne Silbe auf der Zunge zergehen, »ein paar Stunden nennen Sie das?«

Einer guckte so dumm wie der andere, und niemand sagte mehr ein Wort.

Es war alles so unfaßbar, so unheimlich.

Und dabei war dies nur ein Fall von vielen, der so mysteriös war.

*

Sie erhoben sich. Aus der Lichtkugel trat eine Gestalt. Schlank, drahtig, hochgewachsen. Ein ruhiges, sympathisches Gesicht. Der fremde Besucher, der das Netz der Zeitlosigkeit zerstört hatte, war niemand anders als Arson, der Mann mit der Silberhaut.

»So sehen wir uns wieder«, murmelte Björn Hellmark benommen, der auf den Besucher zuging, und ihm die Hand reichte. Er, der Mensch aus der Gegenwart, und der andere aus der Zukunft, standen sich gegenüber.

»Seit einiger Zeit wissen wir, daß etwas vorgeht, was Unruhe in Raum und Zeit trägt und auch parallele Räume nicht verschont«, sagte Arson. Ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen. Dieser Mann, der die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Erde kannte wie kein zweiter, war erst vor kurzem in Hellmarks Leben getreten, und doch hatten beide das Gefühl, sich seit einer Ewigkeit zu kennen. »Es hat eine Zeitlang gedauert, bis mir klarwurde, wo ich ansetzen muß. Ich habe die Gefahrenquelle gefunden und beseitigt. Es gibt kein Zeitstarrenetz mehr.«

»Und uns haben Sie das Leben gerettet«, bemerkte Björn, während Mahay die Maske vom Gesicht zog und die wohlvertrauten Züge wieder sichtbar wurden. »Dafür möchten wir Ihnen danken.«

»Sie haben tapfer gekämpft, Sie beide.« Wohlwollend nickte er Mahay zu. »Er hat einen Dämon überlistet. Ihr hättet eure Ausgangspositionen in kürzester Zeit ausgebaut und Kopah sowie Yron, den Schwarzen Priester, über kurz oder lang in die Hände bekommen.«

Mahay erzählte: »Miketto hatte mich beobachtet, und er traute dem nicht, der ihm den Vorschlag gemacht hatte mich zu töten, um dadurch die Freiheit zu gewinnen. Wir wurden uns schnell handelseinig und ließen es auf einen riskanten Versuch ankommen, um herauszufinden, ob es nicht möglich sei, noch mehr Menschenleben zu retten. Ich gab Miketto die Maske und brachte mir selbst eine Schnittwunde im Arm bei, damit Kopah getäuscht würde.« Die Schnittwunde in Mahays Unterarm war gut zehn Zentimeter lang und tief. »Ich wußte, daß Kopah die Maske nie in andere Hände fallen ließ und daß er auch selbst nicht in der Lage war, sie zu beseitigen. Er würde sie im Netz liegen lassen, um sie ein für allemal menschlichem Zugriff zu entziehen. Miketto hat nicht verloren.«

Da schaltete sich Arson ein. »Er wurde ein Opfer seiner Zeit. Sechsunddreißig Jahre – und sie lassen sich nicht ohne Gefahren für Raum und Zeit und Ablauf der Geschichte in der 3. Dimension rückgängig machen.« Er berichtete, was sich für alle Gefangenen ereignen würde.

Menschen, unschuldige Menschen, waren zu Opfern geworden, aber zum Glück würden sie nie erfahren, wie eigentlich alles zustande kam.

Ein Abenteuer war zu Ende. Eine neue Zeit brach an für die Daiss, und aus dem Dunst des Totenmaars stiegen die Türme und Mauern und hochgelegenen Gärten Atamias auf. Der große Geist dieser Wesen holte die Stadt dorthin zurück, wo sie hingehörte: In diesen Raum – und in diese Zeit…

Hellmark, Mahay und Arson gingen dicht nebeneinander aus dem Talkessel auf die Menschen Atamias zu.

Wieder bildete sich die Gasse. Der breite Weg in das Zentrum der fremden Wüstenstadt lag vor ihnen. Von vorn kamen ihnen zwei Gestalten entgegen. Ein Daiss in einem farbenprächtigen Priestergewand und ein Mensch. Rudi Czernin!

Der Österreicher aus Velden wirkte bleich und verstört. Der Priester an seiner Seite sagte zu Hellmark: »Es ist ein Mensch aus deiner Welt. Ein Dämon hat ihn ausgesetzt im Totenmaar, seine Seele und seinen Verstand zu verwirren. Ich habe mich seiner angenommen und ihn mit der Kraft meines Geistes in die leere, verborgene Stadt geholt. Er wird mit euch zurückkehren.«

Czernin begriff das alles nicht, aber die Anwesenheit des sympathischen Hellmark wirkte sich beruhigend auf ihn aus.

Björn ließ seinen Blick über die Türme der fremden Stadt schweifen und ging den Weg zu dem geheimnisvollen Tempel, wie von Schatten von Mahay, Arson und dem Priester begleitet, während Czernin am Ende der Straße zurückblieb und wartete, wie Hellmark ihn darum gebeten hatte.

Björn passierte die Öffnung. Das alles kam ihm bekannt vor, aber er erinnerte sich nicht mehr voll an sein Erlebnis, das er als Kaphoon gehabt hatte, als er seinen Fuß auf diese Welt setzte, zu einem Zeitpunkt, als die Stadt Atamia den ersten Ansturm der Dämonen über sich ergehen lassen mußte.

Der Priester in dem farbenprächtigen Gewand ging unmittelbar hinter ihm die steilen Stufen empor.

»Du hast dein Wort gehalten, wie es die Propheten in ihren Büchern geweissagt hatten. Er wird wiederkommen. Atamia befreien und die Geister der von den Dämonen überrumpelten Bewohner mit deren Körpern verbinden, denn er hat das magische Schwert, das in Xantilon geschmiedet wurde.«

Sie erreichten die oberste Stufe, und Björn betrat das tempelähnliche Gemach. Kostbare schwere Stoffe rahmten ein Lager, bereitet für eine Königin.

»Irgendwie kommt mir die Umgebung vertraut vor«, sagte der Deutsche leise, und sein Blick schweifte in die Runde.

Er sah sich alles genau an und ging dann auf eine Wand zu, die mit kleinen goldenen Blättern besät war, auf denen Namen standen.

Hier waren die Namen jener Paare vermerkt, die sich die Treue versprochen hatten und in diesem Tempel den Ritus der Liebe erlebten.

Auf einem Blatt entdeckte er zwei Namen, die ihm bekannt waren: »Kaphoon-Bailea.«

Aber wer war Bailea?

Er fragte den Priester. Der antwortete: »In einer fernen Zeit versprachen sie sich ewige Treue. Bailea wurde von Dämonen ermordet – Kaphoon zog in den Kampf. Ihre Wege trennten sich, aber sie werden sich wiederfinden in der Ewigkeit.«

Der Priester reichte Björn ein Fläschchen. Es war gefüllt bis zum Rand und mit einem rotversiegelten Verschluß vor dem Auslaufen geschützt.

»Ein Andenken an Atamia und uns«, sagte der Priester. »Der Wirkstoff einer Blume, die nur in einer einzigen Nacht erblüht und die Wahrheit der letzten Dinge enthüllt. Der Trank der Siaris! Hüte dich vor ihm, ihn zu nehmen, wenn der Zeitpunkt nicht gekommen ist, aber nutze ihn, wenn der Weg deines Lebens an einem Wendepunkt angekommen ist, an dem du Klarheit gewinnen mußt, dann koste ihn!«

Er nahm das Fläschchen. Es fühlte sich kühl und glatt an wie ein geschliffener Stein.

Der Weg zurück? Aber wie? Als sie draußen waren, sahen sie, daß der Spalt über den nadelspitzen, bizarren Bergen sich geschlossen hatte. Ein großer Schatten schwebte über der Stelle, durch die die Gegner in die Welt der Daiss eingedrungen waren. Ein Vogel mit mächtigen Schwingen und schwarz wie die Nacht, segelte dort im Wind und ließ sich von der Luft tragen. Er war zu weit entfernt, als daß man Einzelheiten von ihm hätte wahrnehmen können.

Doch Björn wußte: das war der Schwarze Manja, der rätselhafte heilige Vogel, dessen sieben Augen von so großer Bedeutung für ihn in der Gegenwart der anderen Welt, aus der er kam, waren.

Die Menschen aus Atamia jubelten. Sie tanzten und stimmten frohe Gesänge an, daß die orangefarbene Wüstenluft widerhallte von sphärischen Klängen. Eine junge Frau pflückte eine Blüte und drückte sie Hellmark in die Hand. Kleine, buntschillernde Vögel und Schmetterlinge tanzten über den Blütengärten, und einer dieser Schmetterlinge flog der Blüte nach, die Hellmark in der Hand hielt, als wolle er auf den Nektar dieser Blume nicht verzichten.

Der Schmetterling schwebte heran, leicht wie eine Feder und setzte sich auf Hellmarks Handrücken.

Mehrere Sekunden lang saß er reglos da. Wunderbare Farben

schillerten auf seinen halbtransparenten Flügeln Farben von nie gesehener Leuchtkraft.

Björn hielt den Atem an.

»Bailea?« murmelte er dann und nannte den Namen so leise, daß keiner der Umstehenden, die von den glücklichen Menschen aus Atamia umarmt und mit Blumen und Blüten bekränzt wurden, etwas davon hörte.

Und er dachte daran, daß Bailea ihre Reinkarnation erlebt hatte. In seiner Welt, in seiner Zeit. Wenn er nach Hause kam, trug er ein Geheimnis mehr im Herzen, denn er wußte: in Carminia Brado, der Frau, die er über alles liebte, hatten sich Seele, Körper und Geist der geliebten Bailea wieder vereint.

*

»Ich kann mir denken, was jetzt in dir vorgeht«, sagte Rani Mahay, als er dem Schmetterling nachblickte, der von seiner Hand aufstieg. Der Inder aber glaubte, Björn würde hinauf blicken zu dem Schwarzen Manja, der noch immer seine großen, lautlosen Kreise zog. »Am liebsten möchtest du ihn da herunter holen und ihm die Augen auskratzen, wie?« Rani wußte um die Wichtigkeit der Manja-Auge für Hellmarks Mission.

Der Freund schüttelte den Kopf. »Die Augen des lebenden Manja nützen mir nichts. Dieser heilige Vogel ist die Garantie für das Glück und den Frieden dieser Welt. Ich bin auf der Suche nach den Augen eines toten Manja. Das ist etwas ganz anderes.«

Sie gingen zu der Kugel aus schimmerndem Lacht.

Erst jetzt fand Björn die Zeit, sich bei dem so plötzlich aufgetauchten Arson für sein Eingreifen zu bedanken.

Der lächelte, aber es war kein glückliches Lächeln. Irgend etwas bedrückte ihn. »Ich kann nicht sagen, daß ich zufällig hier vorbei kam«, sagte er leise. »Ich bin auf der Suche und durchstreife die Räume und Zeiten nach den Dämonen, die das Leben der Menschen in allen Zeiten und Räumen bedrohen. Aber da ist noch mehr, viel mehr…« Es klang traurig, wie er das sagte, aber er sprach nicht weiter.

»Es ist das zweite Mal, daß sich unsere Wege kreuzen«, bemerkte Hellmark. In den Blutgärten von Sodom hatte ihre erste Begegnung stattgefunden.

»Es wird auch ein drittes Mal geben«, sagte Arson, geheimnisvoll lächelnd und mit einer einladenden Geste auf das Zeitschiff deutend, in dem sich lautlos und wie durch Zauberhand eine Öffnung bildete, durch die sie gingen. »Wer die Gegenwart verstehen und die Zukunft meistern will, muß die Vergangenheit kennen, um die Fehler der Alten

nicht zu wiederholen.«

Mahay grinste breit. »Das müßten unsere Politiker hören«, warf er ein. »Mir gefällt, was Sie da gesagt haben. Unsere Zeit erinnert mich daran, daß viele nichts aus Vergangenem gelernt haben.«

Die Worte, die Arson, der Mann mit der Silberhaut, aussprach, sollten noch von viel größerer Bedeutung werden, als sie alle in diesem Moment ahnten.

ENDE